Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 7 — Bremen-Berlin, den 11. Februar — 1905

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Blinde sehen. Von R. Emde. — Spener und der Pietismus. II. Von W. Nestle. — Entstehung, Art und Geschichte des israelitischen Monotheismus. XIV. (Schluß.) Von Professor D. Baentsch. — Die religiöse Arbeit an den Industriearbeitern. Von W. S. — Österreichische Los von Rom-Dichtungen. — Zwei Bildchen aus der Kleinstadt. Von E. K. — Vom Büchertisch.

Blinde sehen.

... Und Jesus nahm einen Geldblinden, der immer reicher an Denaren, aber auch immer reicher an Unzufriedenheit und innerem Unbehagen wurde, beiseite und flüsterte ihm ins Ohr: „Was hülfe es dir, wenn du auch die ganze Welt gewönnest und nimmst dabei Schaden an deiner Seele! Gieb doch einmal acht auf deine Seele! Laß einen Strahl Liebe hineinfallen. Überwinde dich und tue einmal eine rechte große Liebestat! — Fühlst du nun, wie das froh und glücklich macht? Merkst du nun, wie das groß und göttlich ist, ein Hauch aus Gottes eigener Seele!" Und der Mensch fiel zu Jesu Füßen und dankte: „Herr, du hast mir Gott gezeigt. Ich habe ihn gesehen. Gott ist die Liebe!"

Einen anderen nahm Jesus, einen Versorgten und Vergrämten, der nichts anderes mehr sah, als seinen ärmlichen Tisch, und nichts anderes mehr hörte, als seiner Kinder Ruf: gieb uns Brot! — Den nahm er bei der Hand und führte ihn durchs Frühlingsfeld. „Siehst du die fröhlichen Vögel? Gott nährt sie, ohne daß sie säen. Siehst du die blühenden Blumen? Gott kleidet sie, ohne daß sie spinnen. Bist du denn nicht mehr, als ein Vogel und eine Blume? Bist du nicht ein Mensch, ein Gotteskind? Und dich sollte Gott verlassen? Fasse doch nur ein wenig Vertrauen!" — Und der Mensch faßte Gottvertrauen und im Vertrauen wurde ihm die Brust leicht und der Mut neu und mit junger Kraft ging er ans schwere Werk des Brotschaffens, und siehe, es ging. Da kam er mit hellen Augen zu Jesus: „Herr, du hast mir Gott gezeigt. Ich habe ihn gesehen. Gott ist die Hülfe und die Kraft in vertrauenden Menschenherzen."

Unter eine Schar Arbeiter trat Jesus, die mit schwieligen Händen und wetterharten Gesichtern von ihrem Tagewerk kamen und von all ihrem harten Mühen und Quälen nichts anderes hatten, auch nicht haben wollten, als Brot und an jedem Sonntag einige Stunden wilder Lust und ungezügelten Genusses. Zu denen trat Jesus und sprach zu ihnen von den großen alten Propheten, wie die heiß geglüht hätten für alles Große und Edle und wie tapfer sie gekämpft für Wahrheit und Recht, und wie sie in diesem geistigen Leben und Ringen so unaussprechlich reich und glücklich gewesen seien. „Wollt ihr denn wirklich vom Leben nichts weiteres haben, als jeden Mittag einen Teller Suppe und jeden Montag einen wüsten Kopf? Wollt ihr euch nicht auch an die Tafel Gottes setzen, die für hungrige Menschenseelen so reich besetzt ist mit Edelsinn und Glauben und Liebe und heiliger Gerechtigkeit und seliger Freude am Guten und Schönen?" Da flogen Funken in die arbeitsmüden Augen und das Herz wurde ihnen heiß und die Seele groß und mehrere zugleich faßten Jesu Hand: „Herr, du hast uns Gott gezeigt. Wir haben ihn gesehen. Gott ist jeder gute, hehre Geist, der Menschenherz erhebt und Menschenbrust durchbebt."

R. Emde.

Spener und der Pietismus.

2.

Der Pietismus ist so wenig wie sonst etwas in der Welt fertig vom Himmel gefallen; auch er hatte seine Vorläufer: so den Mystiker Jakob Boehme, der sich bei den Pietisten lange Zeit großen Ansehens erfreute, Johann Arndt, den Verfasser des viel gelesenen Buches vom wahren Christentum, Theologen, wie den württembergischen Generalsuperintendenten Valentin Andreae und den hessischen Hofprediger Johann Balthasar Schuppius, endlich manche unter den geistlichen Liederdichtern, voran Paul Gerhardt, lauter Männer, die gegenüber der erstarrten lutherischen Orthodoxie auf Betätigung persönlichen und praktischen Christentums drangen. So fehlte es also Spener nicht an Anknüpfungspunkten. In seinem persönlichen religiösen Leben finden wir schon alle wesentlichen Grundzüge des Pietismus, wenn auch noch in gemäßigter Form: den subjektiven, privaten Charakter der Frömmigkeit unter Hintansetzung der organisierten Kirche, die Betonung des praktischen Christentums gegenüber der Überschätzung der dogmatisch „reinen Lehre", die grundsätzliche Aufhebung des Unterschieds zwischen Geistlichen und Laien, ein starkes Sündenbewußtsein und dem entsprechendes Bedürfnis nach Erweckung und Wiedergeburt, wozu die gemeinschaftliche Erbauung mit Gleichgesinnten mithelfen soll, ein inniges, manchmal gewaltsames Gebetsleben, ein mystisches Gottvertrauen, das im Glauben an Gottes Führungen das Streben nach eigenen Zielen nahezu ausschließt, die asketische Verneinung der Welt, nicht nur ihrer Vergnügungen, sondern auch ihrer großen Leistungen, namentlich der Kunst und Wissenschaft, daher die Betrachtung der Welt als eines Jammertales und eine dem entsprechende Todessehnsucht, kurz eine ganz auf das Jenseitige gerichtete Frömmigkeit, die sich auch gerne in eschatologischen Phantasien ergeht, da sie den Untergang dieser verworfenen Welt und den Anbruch des Reiches Gottes, so wie sie es sich denkt, kaum erwarten kann. Daß in dieser Art von Frömmigkeit manche krankhaften Keime steckten, namentlich eine Neigung zu exzentrischer Religiosität und eine Abkehr von echten und großen mensch-

lichen Werten, zeigte sich mitunter schon zu Speners Lebzeiten. Nach seinem Tode führten Männer wie A. H. Francke und der Graf Zinzendorf sein Werk weiter. So großartig des ersteren Tätigkeit auf dem Gebiete der inneren und äußeren Mission und der Pädagogik war, wie sie namentlich in der Gründung des Halleschen Waisenhauses sich äußerte, so entsprach doch auch seiner asketischen Geistesrichtung eine Auffassung der Theologie, welche den wissenschaftlichen Sinn und Forschungsgeist gänzlich vermissen ließ, wodurch sie gerade in Halle der Aufklärungsphilosophie zu einem raschen Siege verhalf. Zinzendorfs Brüdergemeinde aber verfiel in eine weichliche und süßliche Frömmigkeit, die, abgesehen von dem sonderbaren Glauben an die Offenbarung des göttlichen Willens im Los, in den geistlichen Liedern des Grafen sich nicht selten ins Geschmacklose verliert. Nachdem der Pietismus unter König Friedrich Wilhelm I. in Preußen zu einer geradezu verhängnisvollen Machtstellung gelangt war, mußte er unter der Regierung Friedrichs II. der Aufklärung weichen.

Eine um so festere Stellung gewann der Pietismus in Süddeutschland, namentlich in Württemberg, wo er noch jetzt in einer gewissen Blüte steht. Schon Spener hatte mit Vertretern der württembergischen Kirche und Universität, ja mit Gliedern des Herzogshauses in Verbindung gestanden und, als Francke im Jahre 1715 seine Reise durch Württemberg machte, gestaltete sich diese zu einem förmlichen Triumphzug. Übrigens war die Ausbreitung der pietistischen Richtung in Württemberg nicht so glatt verlaufen, wie man gewöhnlich annimmt.*) Die Kirche betrachtete die Fortschritte, die der Pietismus seit etwa 1680 im Lande machte, mit lebhaftem Mißtrauen sowohl hinsichtlich seiner separatistischen Neigungen als auch hinsichtlich seiner Abweichungen von der „reinen Lehre", wagten sich doch gelegentlich nicht nur chiliastische Ketzereien, sondern auch Bedenken gegen die Kindertaufe, ja selbst gegen die Irrtumslosigkeit der Bibel hervor. Da auch zahlreiche Geistliche an der Bewegung beteiligt waren, ging es nicht ohne viele Disziplinaruntersuchungen, Verweise und auch Amtsentsetzungen ab. Stuttgart, Calw, Herrenberg, Bietigheim waren Hauptherde der „Stillen im Lande", aber auch auf der Universität Tübingen fand der Pietismus im theologischen Seminar, dem sogenannten „Stift", Eingang und es bildete sich eine „Studentenstunde". Mehrmals nahm die kirchliche Behörde in besonderen Edikten zum Pietismus Stellung, der trotz einzelner Konzessionen, wie der Gestattung der Konventikel unter Leitung der Geistlichen und ohne Zuziehung von Weibspersonen, es sich gefallen lassen muß, vom Konsistorium als ein „überhandnehmendes schädliches Gift" bezeichnet zu werden, während umgekehrt von manchen Pietisten die Kirche als das apokalyptische „Babel" betrachtet wird. Dank der Vermittlung einiger angesehener Persönlichkeiten sowohl auf der Hochschule als im Kirchenregiment griff von 1715 an seitens der Regierung eine mildere Praxis Platz und, während vorher Widersetzliche mit Landesverweisung bedroht worden waren, kamen jetzt alle Gewaltmaßregeln in Wegfall und die Duldung der Privatversammlungen kirchlicher Pietisten wurde ausdrücklich ausgesprochen. So fand eine fortschreitende Annäherung zwischen Kirche und Pietismus statt, wie sie sich z. B. in der Person des ehrwürdigen, ebenso gelehrten als frommen Prälaten Johann Albrecht Bengel (1687—1752) darstellt, der allerdings der Meinung war, daß „die Hallesche Art etwas zu kurz geworden sei für den Geist der heutigen Zeit". In dem Streit zwischen Kirche und Pietismus kann man eigentlich keiner von beiden Seiten seine Sympathie zuwenden: auf kirchlicher Seite ist entschieden mehr Klarheit und Vernunft, aber dabei ein kleinlicher Dogmatismus, auf pietistischer nicht selten verschrobene Phantastik, gepaart mit starker Anmaßung, zugleich aber auch das Recht persönlicher Frömmigkeit und der billige Anspruch, nach eigener Fasson selig werden zu dürfen. Heute sind diese Zwistigkeiten längst begraben. Die Kirche nimmt auf die „Stundenbrüder", die sich in vielen Gemeinden, besonders auf dem Lande, finden, die denkbar größte Rücksicht und sieht in ihren Versammlungen eher eine Ergänzuug als ein Hindernis ihrer eigenen Arbeit. Es sind unter ihnen nicht selten urwüchsige Persönlichkeiten mit einem gesunden Mutterwitz, die sich nach ihren bescheidenen Fähigkeiten eine, freilich oft recht sonderbare, Weltanschauung aufbauen. Besonders hervorstechend ist ihr Eifer für die Heidenmission, für deren Zwecke aus diesen Kreisen reiche Beiträge der Baseler Missionsanstalt zufließen. Ebenso entschieden ist aber ihre Feindschaft gegen die moderne theologische Wissenschaft, welche ihre Sonntagsblättchen mit eben so viel Leidenschaft als Verständnislosigkeit bekämpfen, waren sie doch sogar verstimmt darüber, daß der gegenwärtige Inspektor der Baseler Mission von der „ungläubigen" theologischen Fakultät in Tübingen den Titel eines Doctor theologiae h. c. erhielt und annahm. Übrigens wäre die Vorstellung unrichtig, daß der schwäbische Pietismus nur in ländlichen Kreisen verbreitet sei; er reicht bis tief ins Bürgertum und auch in die gebildeten Kreise hinein. Ja, er hat seinen eigenen unverächtlichen Dichter gefunden in dem einstigen Stuttgarter Stadtpfarrer Albert Knapp (1798—1864), der neben einigen schönen Kirchenliedern mehrere Bände „Christlicher Gedichte" veröffentlicht und lange Zeit ein christliches Jahrbuch unter dem Titel „Christoterpe" herausgegeben hat. Friederich Theodor Vischer hat über ihn das harte, aber im ganzen richtige Urteil gefällt, er habe ein ansehnliches poetisches Talent durch seinen Pietismus verdorben. Von Haus aus mit gutem Humor begabt, hat er die auf die harmlosen Freuden seiner Jugend bezüglichen Gedichte verbrannt:

„Sie sind dahin. In Asche liegen
Die Blätter der Vergangenheit.
Wie konnten sie dem Geist genügen,
Dem Erben einer Ewigkeit?"*)

Damit steht er in einem bemerkenswerten Gegensatz zu dem jüngeren Karl Gerok, der im Rückblick auf sein nicht nur der Frömmigkeit, sondern auch der Schönheit offenes Leben den engherzigen Anforderungen des Pietismus sein „Es reut mich nicht!"**) entgegenstellte. Auch wo Knapp weltliche, selbst antike Stoffe behandelt, kann er es nicht unterlassen, durch Anhängung eines vielfach gezwungenen christlichen Schlusses das Ganze zu entstellen. Auf ihn, wie auf den Pietismus überhaupt, paßt, was Uhland (schon vor Knapps Auftreten) den geistlichen Sängern zuruft:

„Ich bitt' euch, teure Sänger,
Die ihr so geistlich singt,
Führt diesen Ton nicht länger,
So fromm er euch gelingt!
Will einer merken lassen,
Daß er mit Gott es hält,
So muß er keck erfassen
Die arge, böse Welt."

Wie ist nun der Pietismus als Gesamterscheinung zu beurteilen? Goethe, dem er in der Person des Fräulein von Klettenberg in einer Form entgegentrat, die ihm Achtung abzwang,***) und der die Erinnerung an diese Episode seines Lebens in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" niedergelegt hat (6. B.), hat eben hier auch eine Art Kritik von seinem, d. h. dem allgemein menschlichen Standpunkt angefügt.†) Was ihn abstieß war zweierlei: einmal die Betonung der sündhaften Verderbtheit der menschlichen Natur, war ihm ja doch auch Kants Lehre vom radikalen Bösen zuwider, und dann die Verachtung oder mindestens Unterschätzung weiter Gebiete des geistigen Lebens, deren Pflege ihm mit Recht als ein wesentlicher Bestandteil voller menschlicher Bildung erschien,

*) Siehe die ganz auf urkundliches Material sich stützende Arbeit des gegenwärtigen Oberhofpredigers, Prälaten v. Kolb, über „Die Anfänge des Pietismus und Separatismus in Württemberg" in den Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte, N. F. IX—XI (1900 bis 1902).

*) Christl. Ged. I. 49.

**) Abgedruckt in C. Beischners Lyrischer Anthologie „Im Kampf des Lebens", S. 407 ff.

***) Aus meinem Leben, 8. Buch.

†) Bielschowsky, Goethe II., 154 ff.

so besonders der Kunst. Man kann sich auch nicht leicht einen stärkeren Gegensatz zum Humanitätsideal denken als den Pietismus. Vom religiösen Standpunkte aus betrachtet, zeigt sich meines Erachtens der Pietismus in etwas günstigerem Lichte. Kann man ihn auch keineswegs eine „zweite Reformation" nennen, so hat er doch seine Verdienste, und als das größte derselben möchte ich bezeichnen die kräftige Opposition gegen die dogmatisch-juristische Ausgestaltung der Religion in der Kirche. Man darf nicht vergessen, daß er von einem Gegensatz gegen die erstarrte Orthodoxie ursprünglich ausgegangen ist, und wenn auch heute die Pietisten zu den Hauptverfechtern der Orthodoxie gehören, so ist ihnen der Glaube doch mehr persönliche Herzenssache als Ausfluß der kirchlichen Autorität. Der Pietismus hat die Überschätzung der reinen Lehre auf ein nüchternes Maß zurückgeführt und den Verzicht auf Gewaltmaßregeln in religiösen Dingen gefordert, wenigstens so lange solche gegen ihn selbst in Anwendung kamen; heute ist er freilich diesem Grundsatz gegenüber den liberalen Gegnern keineswegs treu geblieben. Nicht er selbst, sondern die Aufklärung hat diese Anfänge zum Grundsatz der Toleranz weiter gebildet. Immerhin „bereitete sich in ihm die Unterscheidung von Religion und Kirche vor".*) Ein zweites Verdienst ist die richtige Erkenntnis, daß die Religion (wie die Freundschaft) um so mehr verflacht, je weitere Kreise sie umspannt, ja daß sie im Grunde das allerpersönlichste ist, was es gibt, und das man daher nur in einem kleinen Kreise gleichgesinnter Menschen fördern und pflegen kann. Der sprechendste Beweis für die Wahrheit dieser Auffassung ist die Geschichte des Christentums, das immer, wenn es an äußerer Ausdehnung zunahm und wenn es sich mit dem Staate einließ, innerlich verkümmerte; so unter Konstantin, Chlodwig, Karl dem Großen und schließlich in den Landeskirchen der Reformation, während die Erneuerung immer von einzelnen Persönlichkeiten oder kleineren Kreisen ausging: ich erinnere an die Waldenser und Albigenser, an die mittelalterlichen Mystiker, an Wiklif, Huß, Savonarola und schließlich Luther selbst. Es hat auch in der Tat den Anschein, daß, je mehr die Kultur fortschreitet, Kunst und Wissenschaft gemeinsame Güter werden, die Religion dagegen immer mehr „Privatsache", d. h. persönlich, individualistisch wird. — Ferner hat der Pietismus damit recht, daß er den genuin protestantischen und im 17. Jahrhundert schon fast in Vergessenheit geratenen Gedanken des allgemeinen Priestertums, d. h. der Aufhebung des Unterschieds zwischen Geistlichen und Laien, wieder kräftiger betont und die letzteren zur Mitwirkung an den religiösen Aufgaben herangezogen hat. Auch darin, daß er den Nachdruck mehr auf das christliche Leben als auf die Rechtgläubigkeit legte, ist ihm zuzustimmen. Aber freilich, was heißt christliches Leben? Zunächst ist dem Pietismus auch hier zuzugestehen, daß er die im Christentum — auch dieses im Sinn der „Lehre Jesu" gefaßt — unstreitig enthaltenen weltflüchtigen Elemente folgerichtig ausgebildet und durchgeführt hat: er ist durch und durch Jenseitigkeitsreligion. Dies hängt nun allerdings einerseits mit seiner völlig ungeschichtlichen und unwissenschaftlichen Betrachtung der Bibel zusammen, in der ihm jeder einzelne Spruch ein Orakel mit unbedingter Autorität ist. Aber seine Weltverneinung beruht doch nicht bloß auf den eschatologischen Erwartungen, die er mit dem Urchristentum teilt (die Offenbarung Johannis ist das Lieblingsbuch namentlich der ungebildeten Pietisten), sondern auch auf dem Unsterblichkeitsgedanken, dem Glauben an ein ewiges Leben überhaupt. Und es läßt sich ja in der Tat nicht leugnen, daß, wenn man mit diesem Gedanken Ernst macht, die kurze Spanne des Diesseits im Einzel- wie im Völkerleben gegenüber der unendlichen Ewigkeit in einen mathematischen Punkt zusammenschrumpft. Aber gerade in der Überspannung dieses Gegensatzes von Diesseits und Jenseits, von Gott und Welt, liegt die Hauptschwäche des Pietismus. Wir dürfen uns von dem Ewigkeitsgedanken nicht erdrücken und unsere Lebenstätigkeit lahm legen lassen und wir dürfen Gott nicht nur im Himmel und in der Bibel suchen, nicht nur jenseits, sondern auch in der Welt, in Natur und Geschichte, in Kunst und Wissenschaft, auf den lichten Höhen und in den dunklen Tiefen des Lebens. Für all das hat der Pietismus im strengen Sinn kein Organ; es fehlen ihm wesentliche Stücke zum vollen Menschentum und damit zu einer kraftvollen und erfolgreichen Wirksamkeit in diesem Leben. Die Aufgaben, welche die Gegenwart der Religion stellt, kann der Pietismus, zumal in seiner jetzigen Gestalt, nicht erfüllen. Wenn man sich auf der einen Seite einen Durchschnittspietisten mit seiner grundsätzlichen Weltflucht und auf der anderen einen tatenfrohen modernen Menschen vorstellt, der an die vielen geistigen und wirtschaftlichen Probleme unserer Zeit mit frischem Mut und offenem Auge für das Walten Gottes in dieser Welt herantritt, etwa wie Friedrich Naumann, so läßt sich nicht leicht ein größerer Gegensatz denken. Es ist der Gegensatz, den Emanuel Geibel in die schönen Verse gefaßt hat, die diese Abhandlung beschließen mögen:

„Der kleine Geist, fand er in Gott die Ruh',
Schließt vor der Welt sich ängstlich bangend zu;
Der große strebt, gestählt an Kraft und Sinnen,
Die Welt für Gott erobernd zu gewinnen."**)

Schöntal (Württemberg). W. Nestle.

*) Kolb, W. V. XI. (1902) 67.

**) Juniuslieder S. 255, 46.

Entstehung, Art und Geschichte des israelitischen Monotheismus.

XIV. (Schluß.)

(Der monotheistische Gedanke in nachexilischer Zeit.)

Es wäre nun aber höchst einseitig, lediglich auf derartige Zeugnisse ein abschließendes Urteil über den israelitischen und jüdischen Monotheismus zu gründen. Es gibt daneben doch auch Stellen wie Jes. 2, 1—4, Mich. 4, 1—5, wo doch die Erwartung ausgesprochen wird, daß die Völker dereinst alle nach Jerusalem kommen werden, aber nicht, um etwas zu bringen, sondern um sich Rat, Belehrung und Unterweisung von dem Gotte auf dem Zion zu holen und ihre Streitigkeiten von ihm schlichten zu lassen. An eine Stelle wie Jes. 19, 23—25 habe ich oben schon erinnert. Wie schön heißt es hier: „Gesegnet sei mein Volk Ägypten und Assur, das Werk meiner Hände, und mein Erbbesitz Israel." Und solcher Stellen ließen sich noch manche anführen. Vor allem aber hat man, wenn man jene an Deuterojesaias anknüpfende, aufwärts gehende Linie monotheistischer Gedankenbildung studieren will, Schriften wie die Proverbien und das Buch Hiob in den Kreis der Betrachtung hineinzuziehen. Namentlich im Buche Hiob hat sich die Loslösung der Religion von ihrer nationalen Basis in einer Weise vollzogen, wie sie vollkommener nicht gedacht werden kann. Hiob, dieses Muster von echter, lauterster und uninteressiertester Frömmigkeit, wird nicht einmal als ein Israelit, sondern als ein Ausländer vorgestellt. Der ganze der Dichtung zu grunde liegende Vorgang spielt sich demnach auf außerisraelitischem Boden, somit also auch außerhalb der Sphäre der nationalen Jahvereligion ab. Demgemäß wird im Gedicht ganz folgerichtig auch der Jahvename, dem ja immer auch bei monotheistischer Fassung Jahves ein national-jüdischer Klang eigen ist, konsequent vermieden. Was heißt das alles aber anders, als daß die Religion hier vollständig aufgehört hat, eine spezifisch nationale Angelegenheit zu sein und als daß sie hier zur persönlichsten Angelegenheit zwischen Gott und dem einzelnen menschlichen Individuum geworden ist? Und daß diese Anschauung nicht etwa nur vereinzelt war, zeigen eine ganze Anzahl von Psalmen — ich erinnere nur an Psalm 51**), 90, 73 —, die genau denselben Standpunkt individueller, vom Nationalen

**) Die beiden letzten Verse dieses Psalmes sind ein entstellender Zusatz.

vollständig oder doch ziemlich vollständig abgelöster, Frömmigkeit verraten. Und wenn die Proverbien auch vielfach in der gesetzlich bestimmten Frömmigkeit der jüdischen Gemeinde wurzeln und wegen des in ihnen zum Ausdruck kommenden Standpunktes der Utilitätsmoral noch lange nicht als Ausprägungen höchster Sittlichkeit beurteilt werden können, so ist doch in ihnen — wie es der selige Franz Delitzsch einst treffend formuliert hat — die „Richtung des Israelitischen auf das Humane, der Jahvereligion auf das Gemeinreligiöse, des Gesetzes auf das Gemeinsittliche“ unverkennbar, und wir haben daher guten Grund, auch sie als ein Zeugnis einer aus dem Bann einer nationalen Religion sich losringenden Frömmigkeit in Anspruch zu nehmen. Würdig stellt sich diesen Zeugnissen das Buch Ruth und das Buch Jona zur Seite. Denn während ersteres gegenüber dem engherzigen, partikularistischen Standpunkte eines Esra an dem Beispiele der Moabiterin Ruth den Gedanken zur Geltung bringt, daß Jahve fromme Gesinnung ehrt, in welchem Volke auch immer er sie antrifft, betont letzteres gegenüber dem durch den Propheten Jona verkörperten engherzigen nationalen Standpunkte, für den die Heidenwelt eigentlich nur als Objekt des Gerichtes in Betracht kommt, daß auch Ninive eine große Stadt Gottes sei, und daß die Bewohner dieser Stadt, sofern sie sich nur von Herzen zu Jahve wenden, der Gnade und Barmherzigkeit dieses Gottes gewiß sein dürfen. In wie wohltuender Weise stechen doch diese Äußerungen einer wahrhaft großen und weitherzigen Frömmigkeit gegen die partikularistisch jüdischen Anschauungen der meisten nachexilischen Propheten, auch eines Haggai und Sacharja, ab!

Wer es nun nicht versteht oder nicht verstehen will, die beiden von uns mit möglichster Deutlichkeit charakterisierten Richtungen der monotheistischen Gedankenbildung auseinander zu halten, sondern sie immer nur ineinander schaut, der muß allerdings ein wahrhaft abstoßendes und trostloses Bild von dem israelitischen und jüdischen Monotheismus gewinnen, aber eben doch nur ein Bild, das den Namen eines Zerrbildes verdient, da es der Wirklichkeit nicht gerecht wird. Gibt man sich aber nur einigermaßen Mühe, die beiden Richtungen scharf zu scheiden und jede für sich zu verfolgen und zu beurteilen, so erkennt man deutlich, daß unter der Oberfläche einer national-jüdischen partikularistischen Frömmigkeit mit rein äußerlichem monotheistischem Anstrich ein nie versiegender Strom echt prophetischer Frömmigkeit mit echt monotheistisch-universalem Gepräge sich hinzieht. An den durch diese Frömmigkeit vertretenen monotheistischen Gedanken hat später das Christentum angeknüpft, ihn in sich aufgenommen und dann für alle Zeiten sicher gestellt; und für das innerlich bankerott gewordene griechische und römische Heidentum ist diese monotheistische Frömmigkeit dasselbe gewesen, was ein erquickender Regen für ein lechzendes Land. Zwar hatte es das damalige Heidentum selbst zu einer monotheistischen Gedankenbildung gebracht, seinem Monotheismus fehlte es aber an religiöser Kraft und an ethischem Gehalt. Wie gerade der jüdische Monotheismus in seiner edleren Gestalt hier einem tiefgefühlten Bedürfnisse entgegenkam, das zeigt die große Zahl gebildeter Heiden, die aus der Religion des Judentums neue religiöse Kraft und Anregung schöpften.

Freilich lernte die antike Heidenwelt — das ist ein Punkt, der nicht übersehen werden darf — den monotheistischen Gedanken nicht in seinem semitisch-hebräischen, sondern in dem hellenistischen Gewande kennen, das ihm die Übersetzung des Alten Testaments ins Griechische, die alexandrinische Übersetzung der Septuaginta, verliehen hatte. Diese Übersetzung, die einen Hauch alexandrinischen oder hellenistischen Geistes in die alttestamentliche Gedankenwelt hineinbrachte, bedeutet recht eigentlich die Entnationalisierung des Alten Testamentes und damit zugleich die letzte und höchste Phase, die die Geschichte des monotheistischen Gedankens im Judentum durchlaufen hat. Freilich, ein Buch wie das Hiobbuch und ähnliche Stücke des Alten Testamentes mehr bedurften ja kaum noch der Entnationalisierung, denn in ihnen war sie bereits in ihrer Urgestalt vollzogen. Aber indem die griechische Übersetzung jedes „Jahve“, das ja auch bei rein monotheistischer Fassung immer nach jüdischer Nationalreligion schmeckte, durch κύριος oder zuweilen auch durch θεός wiedergab, hat sie den monotheistischen Geist, wo er mehr oder weniger latent war, recht eigentlich erst entbunden und hat selbst auf die im jüdisch-partikularistischen Geiste geschriebenen Bücher etwas von dem universalen Geiste übergehen lassen, der das Alte Testament der hellenistischen Welt erst genießbar und es damit fähig machte, diese Welt für die höhere Stufe des Christentums vorzubereiten.*)

Jene partikularistische Richtung aber, die den monotheistischen Gedanken aus den national-jüdischen Fesseln nicht losließ, verfestigte sich je länger je mehr in dem seine eigenen Wege gehenden Judentum. Gewiß ist auch hier jene andere höhere Richtung nicht untergegangen und es ließen sich für sie manche Zeugnisse aus Talmud und der sonstigen jüdischen Literatur beibringen, aber jene minderwertige Richtung behielt hier doch die Oberhand, wofür freilich auch der Druck und die Verfolgungen, die in der Folge über die Judenschaft hereinbrachen, und die die Kluft zwischen ihnen und der übrigen Kulturwelt immer tiefer gestalteten, ein gutes Teil der Verantwortung zu tragen haben. Wir aber wollen diese Ausführungen nicht schließen, ohne jener partikularistischen Richtung im nachexilischen Judentum das ihr vom Standpunkte einer geschichtlichen Betrachtung aus zweifellos zukommende Verdienst zuzusprechen, daß sie die Bildung jener höheren universalen Richtung im Grunde erst ermöglicht hat. Denn jene gesetzlich-partikularistische Richtung allein ist doch im stande gewesen, die nachexilische jüdische Gemeinde zusammenzuhalten und sie vor unzeitigem Aufgehen in die sie umgebende Heidenwelt zu bewahren. Diese jüdische Gemeinde mit ihrem reichen Schatz an religiösen Erfahrungen und ihren wertvollen Traditionen aus einer größeren Vergangenheit ist aber wiederum der Mutterboden gewesen, auf dem in Anknüpfung an die von ihr gehegte und gepflegte Gedankenwelt der großen Propheten, vor allem eines Jeremias und Deuterojesaias, sich die höhere Richtung universalistisch-individualistischer Frömmigkeit hat herausbilden können. Wie wüßten wir etwas von einem Deuterojesaias und den übrigen großen Propheten, wenn nicht die nachexilische Gemeinde die Schriften dieser Männer behütet und bewahrt hätte wie ihren Augapfel? Wo wären die Proverbien, wo das Buch Hiob, wo der Psalter, wo das Buch Ruth und Jona geblieben, wenn es keine jüdische Gemeinde gegeben hätte, in deren Schatten die Verfasser jener Bücher hätten heranreifen können? Und wenn es vielfach auch nur der Gegensatz zu den Tendenzen dieser Gemeinde war, dem die genannten Bücher ihre Entstehung verdankten, so wollen wir dieser Gemeinde schließlich auch dafür dankbar sein, daß sie die Reibungsfläche geboten hat, an der sich die hohen Gedanken, die bestimmt waren, die antike Welt zu erleuchten, entzündet haben.

Wir stehen am Ende unserer Ausführungen. Es ist ein weiter Weg von etwa zwei Jahrtausenden gewesen, den wir in unseren Artikeln wie im Fluge zurückgelegt haben, und wir haben dabei manche interessante Station, die zu längerem Verweilen einlud, passiert. Wir hoffen, daß es uns einigermaßen gelungen ist, die allmähliche Entstehung des monotheistischen Gedankens dem Leser klar zu machen. Er ist nicht als eine wunderbare Offenbarung fertig vom Himmel gefallen. Auch nicht als Produkt gelehrter Priesterspekulation, die ihn aus den ewigen Sternen und den wunderbar ineinandergreifenden Gesetzen des Alls herausgelesen hat, haben wir ihn kennen gelernt. Er ist uns entgegengetreten als die langsam gereifte Frucht vielhundertjähriger religiöser Erfahrung. Babylon und vielleicht auch

*) Vergl. hierzu die schöne Abhandlung von Adolf Deißmann, „Die Hellenisierung des semitischen Monotheismus“. Separatabdruck aus den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur, 1903, S. 161—177, Leipzig, Teubner, 1903.

Ägypten haben sein Wachstum durch Zufuhr von Gedankenstoff und Erkenntnismaterial gefördert. Geschichtliche Katastrophen, vor allem das Exil, haben ihm zum Durchbruch verhelfen müssen. Berührungen Israels mit edleren Regungen in der Heidenwelt haben ihn vertiefen und nach der universalistischen Richtung hin ausbauen helfen. Seine eigentliche Wurzel aber und die ihn innerlich treibende Kraft lag in der ethischen Auffassung Jahves, die sich von der Zeit der Begründung der Jahvereligion durch Moses in steter Vertiefung, wenn auch unter vorübergehender Verdunkelung, bis in die jüngsten Phasen dieser Religion hindurchzog, und vermöge deren Jahve sich in spezifischer Weise von den Naturgottheiten des alten Orientes unterschied und sich ihnen überlegen erwies. Und hinter dem allen stand, als metaphysischer Hintergrund, die allen Völkern und gewiß auch den Semiten eigene, wenn bei ihnen meist wohl auch schlummernde, Ahnung von einem höchsten, allmächtigen, göttlichen Wesen,*) die sich bei den schöpferischen Persönlichkeiten wenigstens, die die Religion teils begründeten, teils ihr von Zeit zu Zeit einen Anstoß nach vorwärts gaben, mit der Jahvevorstellung mehr oder weniger intensiv verband. Das waren die verschiedenen Faktoren, die nach unserer Überzeugung wenigstens für die Bildung des monotheistischen Gedankens in Israel von Belang gewesen sind. Professor D. Baentsch, Jena.

*) Ein sehr beachtenswerter Versuch, die Entstehung des Glaubens an ein höchstes Wesen zu erklären, findet sich in der Abhandlung von Leop. v. Schröder, „Wesen und Ursprung der Religion", in den Beiträgen zur Weiterentwickelung der christl. Religion. München 1904.

Die religiöse Arbeit an den Industriearbeitern.

Die letzte preußische Generalsynode hatte $^1/_4$ % Kirchensteuer = 215 000 M. jährlich für soziale Zwecke bewilligt — kirchlich-soziale Zwecke sagt etwas zweideutig „Das Reich" des „kirchlich-sozialen" Stöcker. Nachdem die königliche Genehmigung erfolgt ist, sind die Grundsätze bekannt gegeben worden, nach denen die Summe verwendet werden soll. Zweierlei ist dabei ins Auge gefaßt.

Einmal soll den Dienern der Kirche Gelegenheit gegeben werden, in die Kenntnis und das Verständnis der sozialen Aufgaben und des Anteils der Kirche an ihrer Lösung einzudringen. Das ist gewiß ein erfreulicher Fortschritt, wenn man bedenkt, daß noch vor zehn Jahren Kandidaten, die ein harmloses national-ökonomisches Kolleg auf der Universität belegt gehabt hatten, bei ihrem Examen vor dem Konsistorium die größten Schwierigkeiten erleben konnten. Aber völlig ist dieser alte Standpunkt offenbar noch immer nicht überwunden. Denn man weist die Theologen nicht auf den allgemeinen Weg, auf dem gewöhnliche Deutsche sich über die soziale Frage orientieren, an die national-ökonomische Wissenschaft auf den deutschen Hochschulen, man setzt keine Stipendien aus, um Theologen die Möglichkeit zu eindringenden volkswirtschaftlichen Studien zu geben, sondern man redet nur von der „Schaffung besonderer Veranstaltungen (Kurse u. s. f.)" und, wo es sich um die soziale Vorbildung derer handelt, die sich zum geistlichen Amte vorbereiten, spricht man vor allem von den Predigerseminaren.

Aber auch in dem anderen Punkte zeigt sich, daß man nicht über die gewohnten, engen Kirchenmauern hinwegsehen kann. Der Hauptteil des zur Verfügung stehenden Geldes soll nämlich zur Anstellung von Gemeindehelfern, in besonderen Fällen auch einmal eines Hülfsgeistlichen verwendet werden; und damit man sich unter den Gemeindehelfern ja nichts Falsches vorstelle, wird ausdrücklich geredet von den „Vereinen und Anstalten der Innern Mission (Stadtmission, Diakonen- und Bruderanstalten), welchen der Gemeindehelfer angehört". Also die Innere Mission soll die Aufgaben lösen, die der Christenheit durch die heutige soziale Lage gestellt sind! Das ist eine grundsätzlich falsche Auffassung.

Wir legen dabei weniger Gewicht darauf, daß die Innere Mission meistenteils nur einzelne Individuen ins Auge faßt, nicht die Massen zum Objekt ihres Handelns nimmt; man könnte sagen, daß sich das bei der Innern Mission ebenso wie bei der Äußeren ändern könne und vielleicht schon geändert habe. Aber wir fragen: Was will die Innere Mission leisten? Antwort: Aus christlichen Motiven den Gesunkenen und Sinkenden an Leib und Seele helfen. Nun hat sich vor etwa zehn Jahren die aus christlichen Motiven entspringende Fürsorge für das leibliche Wohl des vierten Standes als evangelisch-soziale Bewegung von der Innern Mission losgelöst, weil der vierte Stand sich nicht zu den Sinkenden und Gesunkenen rechnen läßt; niemand in der Inneren Mission denkt heute noch daran, dem industriellen Arbeiterstand, der sich politisch, wirtschaftlich und kulturell emporgearbeitet, durch die Innere Mission äußerliche Hülfe zu bringen. Aber in bezug auf die religiöse Fürsorge hat sich die Scheidung noch nicht durchgesetzt, so nötig es im Interesse der Sache wäre. Der vierte Stand will sich nicht missionarisch behandeln lassen, auch nicht auf dem Gebiet des religiös-sittlichen Lebens und gerade auf diesem zarten Gebiete am allerwenigsten. Jeden solchen Versuch betrachtet er als Beleidigung, ebenso wie es der junge Mediziner tun würde, den sein Beruf in Zweifel gestürzt hat; denn jemand missionarisch behandeln, heißt ihn als einen Sinkenden oder Gesunkenen betrachten, der Arbeiterstand aber hat mit Recht die Empfindung, daß er sich im Gegenteil auch in sittlicher Beziehung emporarbeitet.

Es gilt in der religiösen Fürsorge für den vierten Stand neue Wege zu gehen, die keinerlei Innern-Missions-Charakter tragen. Diese Arbeit, die religiöse Ziele hat, muß natürlich eine energisch soziale Farbe haben; man könnte sie darum sozial-evangelisch nennen. Sie muß durchaus moderne Mittel anwenden, wie sie dem Arbeiter aus der Agitation für andere Zwecke bekannt sind, wie Flugblätter, Broschüren und freie Diskussionen. Solche Flugblätter hat z. B. Pastor v. Broecker bei Vandenhoeck u. Ruprecht erscheinen lassen in ebenso kräftig sozialem wie warm religiösem Tone, ohne pietistische, störende Nebentöne (z. B. unter dem Titel: „Arbeiteradel", „Kann ein denkender Mensch noch an Gott glauben?" usw.). Bei Massenverbreitung dieser Flugblätter an Fabrikeingängen, am Schlusse von Volksversammlungen, bei Zusendung durch die Post usw. ließe sich auf diesem Wege wohl etwas erreichen. Passende Broschüren haben wir jetzt vor allem in den trefflichen „Religionsgeschichtlichen Volksbüchern"; wenn man einen Teil der zur Verfügung stehenden Gelder zur Massenverbreitung von Boussets „Jesus" und Wernles „Quellen zum Leben Jesu" und ähnlichem verwendete, würde man im Arbeiterstande vielleicht mehr erreichen als mit hunderten von Gemeindehelfern. Besonders aber muß die sozial-evangelische Arbeit öffentliche Versammlungen mit freier Diskussion über religiöse Fragen veranstalten. Diese dürfen in keiner Weise kirchliches Gepräge tragen, jede Ueberzeugung muß ausgesprochen werden dürfen, und vor allem muß der Christ dabei unter die dem Christentum entfremdeten Arbeiter treten als einer, der dieselben Zweifel kennt und auch erst zum Teil überwunden hat, der ihnen also auch aus ihrer Unkirchlichkeit keinen sittlichen Vorwurf macht. Es sind ja derartige Diskussionen an verschiedenen Orten veranstaltet worden; darüber berichtet haben Liebster in „Evangelisch-Sozial" Dezember 1904 über die Leipziger Volksversammlungen, „Der Türmer" Juni 1904 über die in Gr.-Lichterfelde (Graf v. Hoensbroech und Prof. Pfleiderer), Deißmann in der „Patria" 1905 über den Heidelberger Vortragszyklus und v. Broecker in der „Monatsschrift für kirchliche Praxis" Dezember 1902 über seine wöchentlichen Diskussionsabende in Halle a. S., und zwar scheint uns die Sache in der letztgenannten Form am vorteilhaftesten. Große Massenversammlungen führen leicht zu Klopffechtereien, wie Groß-Lichterfelde*) zeigt, und entsprechen überhaupt dem Ernst der

*) Vergl. das günstige Urteil unseres Referenten in Nr. 39 vorigen Jahrgangs. D. Red.

Sache nicht so, wie kleinere und darum intimere Versammlungen; auch können sie nur hin und wieder veranstaltet werden. Aber zu allwöchentlichen Versammlungen, die ihre Themata selbst wählen, finden sich in Industriestädten immer wieder nachdenkende, suchende Arbeiter.

Pastor v. Broecker hat in dem erwähnten Aufsatze berichtet, was für Bedenken und Zweifel ihm bei diesen Gelegenheiten entgegengetreten sind; man lese diese Zusammenstellung und stelle sich vor: in Brüderanstalten ausgebildete Gemeindehelfer sollen diese tiefsten Lebensfragen mit zweifelnden, belesenen Arbeitern durcharbeiten! Wie viel studierte Theologen sind dazu unfähig! Es ist eine Aufgabe, die nur der philosophisch und historisch durchgebildete moderne Theologe mit einigem Erfolge angreifen kann. Aber Gemeindehelfer??

Und auch ein tiefes soziales Verständnis und Empfinden gehört dazu. Man findet es freilich nicht bei vielen, geschweige bei allen Theologen; aber ist es bei Gemeindehelfern etwa eher zu erwarten? Sie werden in ihrer Mehrzahl aus dem Handwerkerstand hervorgegangen sein und sich also in die soziale Stimmung des Arbeiterstandes kaum finden können.

Kurzum, die Innere Mission kann für das Wiedererwachen des religiösen Lebens unter den aufwärts strebenden Industriearbeitern nichts tun; sie kann nur Schaden anrichten, da sie ein falsches, einseitiges Bild vom Christentum in wissenschaftlicher und sozialer Beziehung verbreitet. Ihr Arbeitsgebiet ist der fünfte Stand und irgendwie verunglückte Glieder aller Stände; nur in dieser Beschränkung kann sie Segen stiften. W. S.

Österreichische Los von Rom-Dichtungen.

Daß die Los von Rom-Frage in Österreich gegenwärtig die Volksseele tiefer bewegt, als es in den Übertrittsziffern zum Ausdruck kommt, scheint uns aus verschiedenen Symptomen hervorzugehen. Schon daß die niederösterreichische Sozialdemokratie den früher immer verspotteten Ruf: „Los von Rom" nun auch ihrerseits aufgenommen hat — als Antwort auf die von den Christlich-Sozialen glücklich bewerkstelligte Klerikalisierung der Volksschule — ist ein solches Symptom. Was das „Korrespondenzblatt für den kath. Klerus Österreichs" in seiner letzten Nummer schrieb, daß es bei dieser ganzen Los von Rom-Sache überall heiße: „Viel Geschrei und wenig Wolle", das wird sich freilich auch bei dieser neuesten Phase der Los von Rom-Bewegung zeigen. Wenn sie nur wenigstens konfessionslos würden, auch das wäre eine mächtige Förderung unserer Sache! Auch der neue durch alle Kronländer sich verbreitende „Verein der gerichtlich Geschiedenen", der sich gegen die mittelalterlichen Bestimmungen des österreichischen Eherechts wendet, bedeutet für uns eine Unterstützung.

Wichtiger noch erscheint uns, daß in der schönen Literatur sich die Stimmen mehren, welche die unhaltbaren Zustände der Romkirche scharf beleuchten. Peter Rosegger arbeitet in seiner Zeitschrift „Heimgarten", wie in jedem neuen Buch auf der Linie des Reformkatholizismus weiter: in Kultus und Verfassung konservativ, im Dogma und der ganzen Stimmung durchaus subjektiv modern. Das beweist auch sein neuestes Buch: J. N. R. J.

Viel weiter als Rosegger gehen eine Anzahl jüngerer Schriftsteller. Aus der Fülle der Gesichte möchten wir die Leser des „Protestantenblatts" vor allem hinweisen auf die Bücher der Gräfin Edith Salburg (in Schloß Leonstein a. d. Steyr, Oberösterreich). Ihre neuesten Romane: „Golgatha", „Das Priesterstrafhaus", „Judas im Herrn", beschäftigen sich fast ausschließlich mit der kirchlichen Krisis: Priesterelend und hierarchische Herrschsucht bilden den fast alleinigen Gegenstand der Handlung. In den beiden erstgenannten Arbeiten ist es ganz offenkundig die Tätigkeit des Bischofs Franz Maria Doppelbauer in Linz und sein „Defizientenhaus" Mitterberg (im Roman Niederthal genannt), im neuesten erscheint der bischöfliche Wucherer Fürsterzbischof Kohn von Olmütz auf der Bildfläche. An Schärfe lassen alle diese dichterischen Anklagen nichts zu wünschen übrig.

Dasselbe ist zu sagen von dem Roman: „Das Beichtsiegel" von Hans Kirchsteiger (Wiener Verlag, Preis 4 ℳ). Der Verfasser ist selbst Priester gewesen, wie übrigens der als Los von Rom-Schriftsteller bekannte Anton Ohorn ebenfalls. Allerdings werden ihm von klerikaler Seite schwere sittliche Vorwürfe gemacht und Tatsache scheint zu sein, daß er wegen angeblichen Sittlichkeitsvergehens in eine Irrenanstalt eingeschlossen wurde. Jetzt lebt er unbehelligt in Salzburg. Wir hätten das Buch dieses „geistlichen Bilse" natürlich nicht für der Erwähnung wert gehalten, wenn es nicht schriftstellerisch durchaus achtenswert wäre. Einzelne erotische Szenen, die aber nicht aus laszivser Berechnung zu stammen scheinen, können uns in dieser Meinung nicht beirren. Verhehlen wollen wir nicht, daß auch uns die Anklagen gegen Bischof Doppelbauer als nicht im vollen Umfang glaubwürdig erscheinen. Von Augenzeugen aus Linz wird uns aber versichert, daß tatsächlich schwere Mißstände in der dortigen Diözese walten, abgesehen von den mit Naturnotwendigkeit aus Zölibat und Beichtstuhl sich ergebenden Übeln. Das Kirchsteigersche Buch erscheint uns im ganzen gut gesehen und mit wachsender schriftstellerischer Kunst geschrieben.

Was den Stoff betrifft, so befriedigt uns der neueste Roman des gleichfalls in Salzburg wohnenden praktischen Arztes Heinrich von Schullern „Katholiken" (Wien, Koneger) bedeutend weniger. Die Handlung spielt in Italien und der traurige Inhalt sind die erfolgreichen Verführungsversuche einer sinnlich veranlagten adeligen Dame, denen ein edler Priester fortgesetzt erliegt. Abgesehen von diesem höchst unerquicklichen Gegenstand ist das katholische Milieu im Bischofspalais, Seminar und der praktischen Seelsorge scharf beobachtet und mit Sachkenntnis behandelt. Hier steckt zweifellos Selbsterlebtes und -empfundenes. Liguorimoral, Jesuitismus, Formalismus, Unnatur des Priesterzölibats 2c. werden auch hier in durchaus berechtigter Weise an den Pranger gestellt.

Ein Volk, das solche Bücher hervorbringt, kann der römischen Zwingherrschaft dauernd nicht verfallen sein. Möchten den Worten nur auch die entsprechenden Taten nicht allzusehr nachhinken.

Zwei Bildchen aus der Kleinstadt.

Luc. 14, 12—14.

Diese Verse haben mich in meiner Kinderzeit einmal sehr befremdet. Wir lebten in bescheidenen Verhältnissen, doch konnten wir hier und da ein paar Freunde zu einem einfachen Mahle, Kaffee oder Abendessen bitten. Meine fromme Mutter war sehr wohltätig. Sie suchte alle Kranken und Leidenden im Dorfe auf, um sie zu trösten und mit erfrischenden oder stärkenden Speisen zu versehen; sie beschenkte Arme, Witwen und Waisen mit Kleidern und Wäsche. Schon früh mußten wir Kinder sie auf diesen Gängen begleiten, die sie uns nach und nach fast ganz überließ. So war mir das Wohltun, ja auch das Aufopfern eigener Bequemlichkeit im Interesse der Armen und Notleidenden schon früh ganz selbstverständlich geworden. Aber unbegreiflich erschien dem zwölfjährigen Kinde jene Aufforderung Jesu. Kein Bettler, auch kein Stromer verließ unser Haus unbeschenkt, und wenn ein armes Männchen oder Weibchen die leere Weinflasche oder Schüssel ablieferte, bot man ihm einen Stuhl und eine Erfrischung und hörte seine Klagen und Erzählungen teilnehmend an. Aber den alten Stoffel mit seinem Knasterbart oder die alte Liese mit dem bissigen Eulengesicht oder die Kinder der Witwe Müller, die erwiesenermaßen nie frei von Läusen waren, einladen? Nein, das hätte ich nicht fertig gebracht, und ich empfand schmerzlich

die Unmöglichkeit, den Willen des lieben, allzu gütigen Heilandes zu erfüllen.

Jahre, viele Jahre vergingen.

Ich hatte mein Lehrerinnenexamen bestanden und war an der Töchterschule eines Landstädtchens angestellt worden. Man fand dort selbstverständlich, daß ich mich zur ersten Gesellschaft hielt. Die einzige Bekannte, die ich in X. vorfand, war eine junge Frau aus der rheinischen Heimat, mit der ich als Kind gespielt und als junges Mädchen verkehrt hatte. Ihr Blut war etwas leicht; sie war nicht etwa kokett, oder gar untreu, aber freier in ihrem Auftreten, kecker in ihren Scherzen, als die eingeborenen Damen. Dazu hatte sie den großen, unverzeihlichen Fehler Maria Stuarts: sie war von bezaubernder Anmut und besaß obendrein Mittel und Geschmack, sich hübsch zu kleiden. Bald merkte ich, wie unbeliebt sie bei der Mehrzahl der Damen war, wie die Klatschzungen arbeiteten, wie sehr man es mir verübelte, daß ich sie öfter besuchte, was ich schon deshalb für Christenpflicht hielt, da sie bald nach meiner Niederlassung in X. schwer erkrankte und sich nur langsam erholte. Nur zwei oder drei Menschen in dem Städtchen, dem ich nach Jahresfrist mit Freuden Valet sagte, entschuldigten und lobten meine Teilnahme für die Arme.

Eines Tages merkte ich, daß meine Schneiderin ein sehr gebildetes Mädchen war. Sie stammte aus einer gut bürgerlichen Familie und hatte eine gute Erziehung genossen. Aber nachdem beide Eltern nach jahrelangem Siechtum gestorben waren, stand die Tochter allein und mittellos da und war froh, daß ihre Kenntnisse im Schneidern hinreichten, um ihr einen befriedigenden Kundenkreis zu verschaffen. Als sie mir mit vieler Mühe und Geduld ein Kleid geändert hatte, das von einer anderen verpfuscht worden war, glaubte ich ihr eine kleine Freude machen zu müssen. Eines Abends nach der Singprobe im Kirchengesangverein nahm ich sie mit nach Hause und hielt bei einem Gläschen Sherry ein gemütliches Plauderstündchen mit ihr. An einem der nächsten Sonntage bat sie mich sehr schüchtern und stockend, sie auf ihrem Spaziergange zu begleiten, — und wir wurden Freundinnen.

Aber wie entsetzten sich Frau Y. und Herr Z. und viele andere über diese Freundschaft! Wie konnte eine Lehrerin dem Kasino fernbleiben, die beliebten Kaffeegesellschaften meiden und mit einer Schneiderin, die wohl höhere Schulbildung hatte und sehr gut Klavier spielte, jedoch eine Schneiderin war und blieb und sogar für die Köchin der Frau von X. arbeitete, verkehren! Nur wenige Familien billigten meine Handlungsweise.

Und ich fing jetzt an, Luk. 14, 12—14 richtig zu verstehen. Es sieht jetzt anders bei uns aus als zu Jesu Zeiten im jüdischen Lande. Die Armen und Krüppel, die Lahmen und Blinden brauchen nicht mehr allenthalben auf den Straßen zu liegen. Aber wer zählt die heimlichen Tränen derer, die einsam und darbend dahinleben, darbend an Liebe und geistiger Anregung, gemieden von törichten, engherzigen Menschen voll Pharisäersinnes und Kastengeistes? Welch reiches Feld eröffnet sich hier gerade für die alleinstehende Frau, der Gott ein paar klare Augen und ein warmes Herz verliehen hat! E. K.

Vom Büchertisch.

D. O. Pfister. Die gegenwärtige Metamorphose der theologisch-kirchlichen Parteien der Schweiz. Zürich. A. Frick. 1. M.

Ein Vortrag, den Pfister in der Schweiz und in Bremen gehalten hat, erscheint hier in erweiterter Gestalt. Es ist eine auf außerordentlich fleißigen Studien beruhende Übersicht über die Stellung der verschiedenen theologischen Richtungen in der Schweiz, und, so weit wir eindringen konnten, eine durchaus gerechte Darstellung, die bei Freund und Feind gleiche Maßstäbe anlegt und auch die Schwächen und Schäden des Reformvereins aufdeckt. Und so viele Parallelen finden sich zwischen Deutschland und der Schweiz, daß man manchmal ausrufen möchte: gerade wie bei uns, nur daß die Entwicklung in unserem größeren Vaterlande langsamer, schwerfälliger sich vollzieht als in der kleineren Schweiz. Da sind sie uns doch um 20 Jahre voraus. Sie haben auch dort in beiden Lagern viel mehr Freischärler als wir, die nach Schule und Partei wenig fragen und ihren Spruch sagen, wenn sie oft auch wenig zu sagen haben, oder als neue Entdeckung vorbringen, wofür ältere Gruppen lange gestritten und gelitten haben. Pfister weist nach, wie auch die theologische Rechte, der Kritik nachgebend, eine Position um die andere aufgegeben hat, auf der früher das Heil beruhen sollte, wie die Vermittlungspartei sich den Liberalen genähert hat, mit ihrer Theologie wenigstens; wie Schlagbalken hier und da fallen. Er beweist, wie die Reformer in Jugendunterricht, Predigt, Gebet, auch in der Theologie und in der sozialen Tätigkeit, erbaulicher, praktischer geworden sind und einen einseitigen Intellektualismus nicht vertreten. Er zeigt uns die Wandlungen und Spaltungen der Ritschlschen Schule in der Schweiz, die dort ähnlich verlaufen sind, wie bei uns. Was Pfister diesen Ritschlianern zu bedenken gibt, S. 50. f., das ist bei uns auch oft gehört worden.

Pfister fordert mit Recht zum Schlusse die ernsthafte Vertiefung in die Grundfragen und Voraussetzungen der systematischen Theologie, vor allem auch ein Studium der Psychologie. Pfister ist durch besondere Lebensführungen ein liberaler Mann geworden, der weitherzig und duldsam ist. Seine schönen Schlußworte sind uns ganz aus dem Herzen gesprochen, auch für unser großes deutsches Vaterland:

„Und so haben alle Richtungen ihre besonderen großen Gaben und Aufgaben, um unseren Gemeinden, um der Wahrheit Jesu Christi, um Gottes Sache zu dienen. Möge es keiner von ihnen jemals an Weisheit, Demut und Liebe fehlen."

Die Willensfreiheit. Eine kritisch-systematische Untersuchung von Oskar Pfister, Dr. phil. Pfarrer in Zürich. Berlin, Georg Reimer, 1904. 406 S. 6 M.

Selbstbewußtsein und Willensfreiheit. Die Grundvoraussetzungen der christlichen Lebensanschauung mit besonderer Berücksichtigung ihrer modernen Bestreitung geprüft und dargestellt von D. Georg Graue. Berlin, L. A. Schwetschke und Sohn, 1904. 198 S. 3,20 Mk.

Schopenhauer nennt die Frage der Willensfreiheit den Probirstein, an welchem man die Tiefdenkenden von den Oberflächlichen unterscheiden kann. Sicherlich wird der, der über religiöse und sittliche Fragen nachsinnt, ständig auf jenes große Problem hingewiesen. Als Beleg führe ich Nummer 38 unseres Blattes an, die gerade erschien, als ich das Studium der beiden Werke begann. In der erbaulichen Betrachtung sagt Ladendorf: „Dieser Gedanke der Gesetzmäßigkeit des gesamten Naturverlaufs ist von überwältigender Größe, aber auch von beängstigender Unerbittlichkeit." Gleich der nächste Artikel beginnt mit den Worten: „Das religiöse Problem, auf welches nun seit den Tagen unserer Klassiker die Augen der Gebildeten gerichtet sind, heißt kurz: ‚Wie ist es möglich, daß, wenn Natur als Einheit mit ihren Gesetzen uns umwirkt, doch ein persönlicher Gott lebt?'" Wer sich eine selbstgewachsene Weltanschauung erwerben will, muß sich ein Bild von der Eigenart geistigen Lebens dem Naturleben gegenüber machen, er muß ein Urteil über das Wesen, über die Freiheit des menschlichen Willens haben. Artikel in Zeitschriften können da nicht helfen; es gilt, „dicke Bücher" zur Hand zu nehmen. Zwei der neuesten liegen vor mir. Das erste vertritt den Determinismus, das zweite den Indeterminismus. Diese Namen führen die beiden Lehren, die einander gegenüberstehen.

1) Pfisters Buch ist eine Antwort auf folgende Fragestellung eines Preisausschreibens über die Willensfreiheit seitens der Haager Gesellschaft zur Verteidigung der christlichen Religion:

„Kann man sich für die Theorien des Indeterminismus (Kants transcendentale Willensfreiheit) mit Recht auf Tatsachen des Seelenlebens berufen? Ist diese Theorie aufrecht zu halten gegenüber den neueren wissenschaftlichen Untersuchungen über die Regelmäßigkeit in den menschlichen Willenstaten, den Zusammenhang zwischen physiologischen und psychologischen Erscheinungen usw.? Welche Bedeutung hat sie für Religion und Sittlichkeit?" Pfister beginnt: „Das vorliegende Buch enthält eine Verteidigung der Willensfreiheit; folglich tritt es für den Determinismus in die Schranken. Dieser Satz muß manchem als hohle und anmaßende Phrase erscheinen." In Wahrheit ist er nur der Ausdruck gelehrter Selbstbescheidung gegenüber einem Problem, das eine Lösung im gewöhnlichen Sinne nicht zuläßt. Der Wille wird eben von allen Menschen erlebt, aber er ist noch von keinem Gelehrten definiert worden. Die durch die Natur des menschlichen Denkvermögens nun einmal gegebenen Grenzen werden von Pfister willig anerkannt und genügend betont. Innerhalb derselben behandelt und löst er die große Frage. Der einschlägige Stoff ist in weitestem Umfange zusammengetragen und durchgearbeitet. Eine außerordentliche Belesenheit setzt den Verfasser in den Stand, nicht nur die eigene Ansicht, sondern auch seine Vorarbeiter und Mitarbeiter kennen zu lehren.

Auch das ist ein Vorzug, daß er als praktischer Geistlicher das Leben kennt und diese Kenntnis für die Wissenschaft fruchtbar zu machen weiß. Er zeigt, wie die scheinbar ganz theoretische Frage von größester praktischer Bedeutung ist, z. B. für die Seelsorge, für die Beurteilung des Verbrechens und des Verbrechers. Er weist überzeugend nach, daß die gesamte Dogmatik eine andere wird, je nach dem man sich zur Willensfreiheit stellt. Hat man sein Buch durchgearbeitet, so fällt man seinen Worten bei: „Es handelt sich hier augenscheinlich um eine brennende Frage der Theologie im engeren Sinne; nur traurig, daß sie so wenigen Theologen in der Seele zu brennen scheint!"

Die metaphysischen und erkenntnistheoretischen Untersuchungen nehmen einen breiten Raum ein; auch für den aber, der die Ansichten des Verfassers hier nicht durchgehends zu billigen vermag, behalten die

Ergebnisse des Buches in der Hauptsache ihren Wert. Gut ist die Zusammenfassung der Resultate des Buches S. 350—354. Sie sollte aber sich noch besser abheben,

Ich würde gern einmal einige Artikel aus Pfisters Feder über diese oder jene Seite des großen Problems in unserem Blatte lesen. Ganze große Abschnitte seines Buches eignen sich trefflich zur Popularisierung, so „Willensfreiheit und Erziehung", „Die Untersuchungen der Kriminalanthropologie", „Die Wirkungen des Indeterminismus auf das sittliche und religiöse Leben". Solche Kleinarbeit würde vielleicht manchen mehr veranlassen, sich an das große Werk des Verfassers heran zu wagen, als die anerkennendste Kritik dazu zu tun vermag, zumal bei der notwendigen Kürze und Schlichtheit, die unser Blatt hierfür fordern muß.

2) Der Besprechung des Graueschen Buches schicke ich das Geständnis voraus, daß es in dieser Frage besonders schwer ist, dem wissenschaftlichen Gegner gerecht zu werden. In der Vorrede versetzt Graue die große Kontroverse seines Buches mitten hinein in die wissenschaftliche Bewegung unserer Zeit, holt aber dabei etwas weit aus. Die Darstellungsweise ist klar und anschaulich, die Problemstellung, besonders die über die Willensfreiheit, S. 135, ist scharf. Die polemische Tendenz der Schrift bringt es mit sich, daß die große Belesenheit des Verfassers zutage tritt; viele interessante Lesefrüchte webt er in den Fluß der eigenen Gedankenentwicklung ein. Graue tritt energisch für die Willensfreiheit ein, er trägt zusammen, wodurch sie wahrscheinlich, mehr noch, wodurch sie wünschenswert erscheint. Im allgemeinen ist er konziliant gegen die entgegensetzte Meinung und das berührt wohltuend bei einer Streitfrage, in der die Geister sehr hart aufeinander zu prallen pflegen. Meist hütet er sich vor Übertreibungen, aber von dem Vorwurf ist er nicht ganz frei zu sprechen, daß er Konsequenzmacherei, die er sich gegenüber verwirft, gegen den Gegner anwendet; vgl. S. 101. mit S. 104. Ein religiöser Determinist wird jedenfalls sagen: Wenn du glaubst, daß unsere Ansicht solche Folgen bringen muß, wie sie etwa S. 134 u. S. 143 gezogen sind, um Gottes willen, bleib Indeterminist!

Graue erscheint, trotz der von ihm öfter und kräftig hervorgehobenen Unterschiede, in der Hauptsache als Kantianer. Er überschätzt das Gewissen und das sittliche Bewußtsein gegenüber dem natürlichen Triebleben des Menschen und dem Individualismus. Er gerät auch des öfteren in juristische Gedankengänge hinein und das ist für den Ethiker und Psychologen eine große Gefahr. Auch der Gedanke der Theodicee, der für Graue augenscheinlich tiefe Bedeutung hat, ist juristischer Herkunft. Letztlich hätte ich noch den Seelenbegriff Graues zu beanstanden. Wenn hinter allem konkreten Seelenleben ein besonderes „Ich" konstatiert wird, so führt das zu einer Verdoppelung des Menschen.

Für Anhänger der Willensfreiheit hat Graue ein wertvolles und anregendes Buch geschrieben; aber auch der wissenschaftliche Gegner wird durch Auseinandersetzung mit ihm Nutzen haben und in vielem von ihm lernen können; viele sittliche Erkenntnisse, z. B. über die Reue, sind trefflich formuliert.

Lic. Bittlinger.

v. Dobschütz, Ernst. Probleme des apostolischen Zeitalters. 1904. J. C. Hinrichs, Leipzig. 138 S. Mk. 2,70, geb. Mk. 3,60.

Die in diesem Bande vereinigten fünf Vorlesungen, bei dem theologischen Ferienkursus zu Hannover Okt. 1903 gehalten, behandeln die Gebiete: Die Entstehung der Urgemeinde, Judenchristentum und Judentum, Heidenchristentum und Heidentum, Judenchristentum und Heidenchristentum, Urchristentum und Katholizismus. Der Verfasser gibt ohne Frage einen gut orientierenden Überblick über den gegenwärtigen Stand der Forschung. Charakteristisch ist für den Autor einmal das Bemühen um möglichste Objektivität, sodann ein starker Zug zu konservativer Kritik. Das Streben nach Objektivität in der Beurteilung ist gewiß sehr anerkennenswert, aber eine andere Frage bleibt, wie weit der Verfasser damit gekommen ist. Ich sehe von solchen Ungerechtigkeiten ab, die Leugnung der Anwesenheit des Petrus in Rom mit dem „polemischen Vorurteil" protestantischer Kreise in Verbindung zu bringen (S. 88). Am auffallendsten ist eine starke Animosität gegen die moderne religionsgeschichtliche Forschung. Hier wird man unbefangene Würdigung erheblich vermissen. Schon der überlegen spöttelnde Ton wirkt unangenehm. Die Sache wird weder durch den Vorwurf „altertümelnd" getroffen, auch wenn ihn Harnack ausgesprochen hat, noch durch die Behauptung, man vergesse hervorzuheben, was den Leuten jener Tage an dem Christentum auffallen mußte (S. 78). Was soll der Satz: „Wäre das Christentum von vornherein nichts weiter gewesen als ein derartiges synkretistisches Religionsgebilde ekstatisch-magisch-asketischer Art, es wäre nicht wert gewesen, jene Sekten der Ophiten &c zu überdauern . . . " (S. 128)? Wer behauptet denn derartiges? Selbst wenn Gunkel das Christentum eine „synkretistische Religion" nennt, so will er damit doch nicht sagen, daß die verschiedenen Elemente dieser Mischung gleiche Stärke und Bedeutung haben, und er denkt gar nicht daran, die überragende Einwirkung und Fortwirkung des persönlichen Faktors zu eliminieren. Der neueste Aufsatz des Autors „Sakrament und Symbol im Urchristentum" (Theol. Stud. und Krit. 1905), bestärkt mich in dem Urteil, daß er der religionsgeschichtlichen Forschung nicht unbefangen gegenübersteht. Hier hat von Dobschütz Heitmüllers Anschauungen zum Teil direkt falsch dargestellt und jedenfalls nicht objektiv gewürdigt. Der Zug zur konservativen Kritik zeigt sich besonders in der Beurteilung des Johannesevangeliums, die mir wenig zutreffend erscheint, und bei der Würdigung des Auferstehungserlebnisses. Der erste Vortrag, in dem der Verfasser auf diesen wichtigen Punkt zu sprechen kommt, dürfte am wenigsten gelungen sein. Von Dobschütz findet, „daß hier wirkliche Erlebnisse vorliegen, bei denen sich psychologisch nur wenig erklären läßt". Das Erste wird unbedingt zuzugeben sein, das Zweite ist um so mehr zu bestreiten. Gewiß kann man ein seelisches Erlebnis nie mathematisch aufrechnen, aber für die wissenschaftliche Forschung bleibt es Pflicht, die Vorbedingungen, soweit es angeht, aufzuzeigen. Der Verfasser bleibt einfach bei einem Rätsel stehen. Ob das ein Fortschritt ist? Ihn befriedigt weder die Visionshypothese, noch will er davon etwas wissen, „daß der Eindruck der Person Jesu auf seine Jünger es ihnen gewiß machte, daß ein solches Leben nicht im Tode bleiben könne" (S. 14). Das hält er „für eine geschichtswidrige Konstruktion", einer der öfters vorkommenden Machtsprüche des Buches. Bleibt dann noch etwas anderes übrig, als das rein supranaturale Erlebnis? Der erste Vortrag wird schwerlich befriedigen, weil er etwas Schillerndes und Schwankendes hat.

Zum Schluß hebe ich gern hervor, daß die mit gründlicher Literaturkenntnis geschriebenen Vorträge neben vielem Anfechtbaren viel Vortreffliches bringen, daß sie auf jeden Fall ihren Zweck erreichen, indem sie in die gegenwärtige wissenschaftliche Arbeit einführen und das eigene Urteil des Lesers anregen und befruchten. Hollmann.

Der Syllabus, seine Autorität und Tragweite. Von Paul Graf von Hoensbroech, Herausgeber der Monatsschrift „Deutschland", München. J. F. Lehmanns Verlag, 122 S.

Wir hatten neulich Gelegenheit, hier auf ein für die heutige Zeit der Machtentfaltung katholischen Wesens bedeutsames und lehrreiches Buch hinzuweisen, das in den Geschichten von Stigmatisierten und namentlich von der Augustiner-Nonne von Emmerich zeigte, was für eine Art von Religion in unserem Volke da gepflegt und dem deutschen Volke als Heilmittel angeboten wird. Worin die Gewalt des Ultramontanismus liegt und daß sie eine sehr ernstliche Gewalt ist, die unsere ganze Kultur und unser vaterländisches Reichsleben bedroht, geht aus der vorliegenden Schrift hervor. Wie viele reden vom „Syllabus", dessen 40jähriger Bestand ihn wahrhaftig nicht in seiner Bedeutung gemindert hat, aber wer kennt ihn? Wer aber wirklich so von ihm reden will, wie es die deutsche Not erheischt, der muß ihn kennen; und wer ihn kennt, der muß von ihm reden. Die Notwendigkeit „für jeden, der in der Öffentlichkeit steht, vor allem für Parlamentarier und Redakteure, sich mit dem Syllabus vertraut zu machen", ist offenbar. Das Motto der Schrift lautet: „Im Syllabus sind Lehren enthalten, deren Durchführung seitens der katholischen Kirche zu einer Erschütterung aller weltlichen Staatsgewalt unbedingt führen muß" (Fürst Bismarck am 30. Juni 1871). „Die Sätze des Syllabus richten sich gegen die Grundsätze, auf denen das öffentliche Leben, wie es sich bei den zivilisierten Völkern entwickelt hat, als auf seiner Grundlage beruht" (Fürst Hohenlohe am 9. Nov. 1869). Der Verfasser hat eine Anzahl der 80 Sätze des Syllabus weggelassen, weil sie sich auf innere Verfassungsfragen der katholischen Kirche als religiöser Gemeinschaft oder auf dogmatische Fragen beziehen. Sollten weitere Auflagen nötig werden, was wir wünschen möchten, so wäre es doch nicht bloß der Vollständigkeit halber wohl gut, diese Sätze mit abzudrucken. Es kann nichts schaden, wenn so manchem freundwilligen evangelischen „Glaubensbruder" der Einblick ins Genuin-katholische recht unmittelbar sich auftut, das doch nicht ohne Zusammenhang mit den bildungsfeindlichen anderen Forderungen ist; vielleicht besinnt sich da einer oder der andere auf seinen Protestantismus. M. F.

Atlas des Gustav Adolf-Vereins, enthaltend sämtliche zur Zeit vom G. A.-V. unterstützte Gemeinden. Herausgegeben vom Zentral-Vorstand des Ev. Vereins der Gustav Adolf-Stiftung. Auf Grundlage von Karten aus dem Andree'schen Handatlas und Lehmann-Petzolds Atlas bearbeitet in der Geographischen Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig. Leipzig. Im Selbstverlage des Zentral-Vorstands des Ev. Vereins der G. A.-Stiftung, 1903. Kart. 4,75 *M*. 30 S.

Der nach allen Beziehungen reiche Jahresbericht des Gustav Adolf-Zentralvereins v. d. J. machte uns aufmerkam auf diesen Atlas. Nur mit der allergrößten Freude kann man ihn betrachten. Wenn man über einer Grundlinie, die von Chile über die Erdteile bis Wladiwostok läuft, sich ein gleichschenkliches Dreieck denkt, dessen Spitze etwa in Dänemark belegen ist, so umfaßt man damit das Gebiet der Tätigkeit dieses gesegneten Vereins, wobei natürlich auf die nördliche Hälfte die weitaus größte Anzahl seiner Stätten kommt. Während die „Zionswächter" fort und fort Unfrieden stiften in den Gebieten evangelischer Christenheit, ist dieser Mit-Bauherr der evangelischen Gemeinde ein Pfleger des Friedens, der „ernährt". Wer auch einmal Trost haben will in unseren kirchlichen Dingen, der nehme diesen Atlas zur Hand. M. F.

„Heitere Bilder aus dem Bodenstedter Pfarrhause." Von Louise Koppen. Berlin. Trowitzsch u. Sohn. 1904. 250 S.

Der Pastorengeschichten bin ich, offen gestanden, ein wenig überdrüssig; denn die letzten Jahre haben uns darin eine gewisse Überproduktion gebracht. Aber heitere Bilder aus einem Pfarrhause — so etwas kann man doch immer wieder froh genießen, vorausgesetzt, daß ein so ächter gemütvoller Humor darin waltet wie in den vorliegenden. Es fehlt dabei nicht an Gehalt; bezeichnende Schlaglichter fallen auf das Verhältnis von Pfarrhaus und Gemeinde, und auch lebendige Religiosität verbirgt am passenden Ort sich nicht. Vor allem aber möchte ich dem befreienden Humor, den diese Schilderungen in sich bergen, vielen Erfolg wünschen und die Lektüre deshalb besonders auch den Pfarrhäusern empfehlen, in denen es, wie Frenssen einmal nur allzuwahr bemerkt, so viel schweres und oft ganz zweckloses Herzeleid gibt. P. Chr. E.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 7.

Bremen — Berlin.

11. Februar 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Der Fall Heyn. 1. Der geschichtliche Hergang. — Zum Fall Fischer. — Aus Hannover. — Meiningen — Großherzogtum Hessen. — Nachrichten. — Anzeigen.

Der Fall Heyn.

1. Der geschichtliche Hergang.

Ende Sommer 1900 erkrankte Prediger D. Arndt von St. Petri. Anfang Juli 1901 starb D. Arndt. In der Adventszeit fanden drei Probepredigten statt, darunter Pfarrer Heyn aus Greifswald (seit 1890 erst an der St. Jakobikirche) am 15. Dezember 1901. Nach einem alten Privileg gab der Propst von St. Petri vor der Wahl in der Magistratssitzung sein Votum ab und erklärte sich gegen Heyn und für einen anderen der Bewerber. Der Magistrat wählte am 24. Januar 1902 Heyn. Am 12. Februar 1902 erhob der Propst von St. Petri, Frhr. v. d. Goltz, der Vizepräsident des Evangelischen Oberkirchenrats, Einspruch gegen diese Wahl, weil er nach seinem Recht nicht gehört worden sei und weil Heyn nicht geeignet sei für diese Stelle. Darauf verfügte das Brandenburgische Konsistorium unter dem 7. April 1903, daß der Einspruch des Protestes berechtigt sei und eine Neuwahl vollzogen werden müsse. Gegen diese Verfügung legte der Magistrat am 25. April 1903 Berufung beim Oberkirchenrat ein. Am 1. Juni 1904 entscheidet der Oberkirchenrat auf Grund eines Gutachtens des Kirchenrechtslehrers Professor Niedner in Jena, daß dem Propst bei der Wahl der Diakonen ein formelles Zustimmungsrecht nicht zustehe, daß vielmehr das gesetzliche Recht des Propstes sich darin erschöpfe, bei den Diakonatswahlen hinzugezogen zu werden und, falls er mit seinen etwaigen Bedenken nicht durchdringe, über die Erheblichkeit desselben die Entscheidung der kirchlichen Aufsichtsinstanz anzurufen. Zugleich wird das Konsistorium veranlaßt, nunmehr über die Erheblichkeit der Bedenken des Propstes Entscheidung zu treffen. Am 11. Juli 1904 vom Magistrat um Antwort gemahnt, fordert das Konsistorium durch Verfügung vom 20. August Pfarrer Heyn auf, sich binnen sechs Wochen über die Bedenken des Propstes eingehend zu äußern. Ende September 1904 trifft diese Antwort beim Konsistorium ein.

Am 16. Januar 1905! erhält der Magistrat folgendes Schreiben des königlichen Konsistoriums der Provinz Brandenburg:

„Betrifft die vom Herrn Propst zu St. Petri gegen die Präsentation des Herrn Pfarrers Heyn zu Greifswald zur zweiten Diakonatsstelle an St. Petri vorgebrachten Einwendungen.

Die Einwendung des Herrn Propstes, daß die am 3. Advent 1901 gehaltene Gastpredigt des Herrn Pfarrers Heyn in einem erheblichen Teil des Kirchengebäudes wegen des Dialektes und der etwas gehemmten und undeutlichen Stimme des Predigers mit dem Ohr überhaupt nicht verstanden worden sei, halten wir bei der notorisch ungünstigen Akustik der Petrikirche für nicht erheblich.

Die weitere Einwendung, daß die Gastpredigt bei ihrer zu doktrinären, verstandesmäßigen Art von den einfachen Leuten nicht verstanden worden, sondern über die Köpfe hinweggegangen sei, hat die Zustimmung unseres Kollegiums nicht gefunden.

Auch der Umstand, daß die Mitglieder des Gemeindekirchenrats von St. Petri sich in überwiegender Majorität für Herrn Pastor Stage und damit indirekt gegen Herrn Pfarrer Heyn ausgesprochen und den Herrn Propst gebeten haben, dies dem Magistrat zur Kenntnis zu bringen, kann, da dem Gemeindekirchenrate eine rechtliche Mitwirkung bei Besetzung der Stelle nicht zustand, einen Grund zur Beanstandung des Herrn Pfarrers Heyn nicht ergeben.

Der letzte Einwand dagegen, der die in dem Predigtbuche „Der Herr ist mein Geist" vorgeworfenen Taktlosigkeiten zum Gegenstande hat, ist von uns als begründet und erheblich erachtet worden. Denn eine größere Anzahl derjenigen Äußerungen, die der Herr Propst als Taktlosigkeiten bezeichnet, wir aber noch schärfer beurteilen, ist, auch dann, wenn man sie im Zusammenhange liest, und auch trotz der Milderung, die sie durch anderweitige erbauliche Darlegungen des Verfassers erfahren, geeignet, die Gemeinde an der Autorität des Wortes Gottes wie an der Bedeutung der Person Jesu Christi und der göttlichen Heilstatsachen irre zu machen, auch Mißtrauen gegen bekenntnistreue Prediger und Behörden zu erwecken.

Wir können daher Herrn Pfarrer Heyn nicht zur Probeaufstellung zulassen und geben dem Magistrat anheim, uns einen andern Geistlichen für die zweite Diakonatsstelle an St. Petri innerhalb der gesetzmäßigen Frist zu präsentieren, die mit dem Tage des Eintreffens dieses Schreibens beginnt."

Die Beleuchtung dieses Vorganges das nächste Mal. Ton und Tendenz decken sich mit denen im Fall Fischer, der Zeitaufwand macht den Unterschied und läßt den Fall Heyn als einen Beitrag zur Naturgeschichte des Bureaukratismus eine besondere Nuance annehmen.

Pastor Heyn sagte in einer Erklärung mit Recht:

Ob das Kgl. Konsistorium der Provinz Brandenburg berechtigt ist, mir vorzuwerfen, meine Predigttätigkeit sei geeignet, die Gemeinde an der Autorität des göttlichen Wortes, wie an der Bedeutung der Person Jesu und der göttlichen Heilstatsachen irre zu machen, auch Mißtrauen gegen bekenntnistreue Prediger und Behörden zu erwecken, überlasse ich getrost dem Urteil meiner Gemeinde und dem Gerichte dessen, dem mit mir auch die Kgl. Konsistorien verantwortlich sind. Selbstverständlich werde ich über den Konsistorialerlaß bei dem Evangelischen Oberkirchenrat Beschwerde führen — mit welchem Erfolge, steht dahin."

Zum Fall Fischer

liegt eine Erklärung der theologischen Fakultät Königsberg vor:

1. Herr Pastor D. Fischer (Berlin, Markuskirche) ist anläßlich des Kantjubiläums im Winter 1904 von uns doktoriert worden wegen seiner Schrift über Schleiermacher, welche nicht unbedeutende Beiträge zur Geschichte der religiösen und philosophischen Ideen der Kantschen Epoche lieferte. 2. Zugleich wurde ein streng lutherischer Geistlicher der Provinz Hannover mit dem Doctor theologiae honoriert, der seine Kenntnis Kants in umfangreichen Schriften über diesen Philosophen niedergelegt hatte. 3. Die Fakultät hat durch diese Doktorierung wohl bewiesen, daß Parteirücksichten für ihre Promotionen weder nach rechts noch nach links maßgebend sind, und sie wird fortfahren, die höchste akademische Ehre unparteiisch an Männer zu verleihen, welche sich durch tüchtige literarische oder praktische Leistungen auf theologischem oder philosophischem Gebiete als der summi honoris würdig erwiesen haben. 4. Die Fakultät ist zu dieser Erklärung lediglich veranlaßt worden durch die wenig vornehme Art, in welcher man sie in den bekannten Streitfall hineinzuziehen versucht hat.

Der „Reichsbote" freut sich, daß die liberale Presse dies letztere getan habe; die Redner auf den Volksversammlungen, die den „Doktor" höhnisch zu betonen pflegten, haben das natürlich nicht getan. — Der „Reichsbote" läßt seine christliche Liebe und seine deutsche Redlichkeit natürlich in dieser Zeit in allem Glanz erscheinen. Er stellt u. a. fest, daß also Fischer nicht um seiner theologischen sondern um seiner philosophischen Leistungen willen zum Doktor ernannt sei, nachdem er eben berichtet hat: „Beiträge zur Geschichte der religiösen und philosophischen Ideen 2c." (Erklärung Absatz 1.)

Professor D. Dr. Dorner-Königsberg versendete folgende Erklärung:

1. Herr Prediger Lasson hat in seinem Referat: „Unsere

evangelische Kirche und ihre Zerstörer" an einigen Stellen sich auch mit mir beschäftigt. Er stellt mich in Gegensatz zu meinem Vater, „dem großen Berliner Dogmatiker", und sagt: „An diesem einen Beispiel wird einem das ganze Elend der Zeit klar." Ich habe über meinen Vater mehrere Aufsätze geschrieben, von denen meines Wissens allgemein anerkannt ist, daß dieselben von Pietät wie von eindringendem Verständnis der Gedankenwelt und der praktischen Wirksamkeit meines Vaters getragen sind. Aber eben weil er ein „großer Dogmatiker" war, kannte er die Schwierigkeiten der Theologie. Selbst nicht auf der „Linken" stehend, hielt er doch seine schützende Hand über der Freiheit des Forschens. Sein letzter Akt in dem Oberkonsistorium in Hannover war das Eintreten für den damals prozessierten Pastor Sulze, und einer seiner letzten Akte im Berliner Oberkirchenrat galt dem Eintreten für den prozessierten Pastor Werner. Ueber den Unterschied der jetzigen Synoden von der Synode von 1846 befragt, tat er den Ausspruch, die jetzigen zeichnen sich aus durch den abnehmenden Respekt vor der theologischen Wissenschaft. — Herr Pastor Lasson hat übrigens in der „Kirchlichen Wochenschrift" von meiner Religionsphilosophie gesagt: „Weil ich in der Religion die objektive Verwirklichung der Wahrheit finde", darum „begrüßen wir sein Buch mit aufrichtiger Befriedigung."

2. Herr Pastor Lasson nennt Lessing, Kant, Schleiermacher Bahnbrecher und nennt Herrn Pastor D. Fischer einen „Zerstörer der Kirche". Der Standpunkt D. Fischers ist aber in allem Wesentlichen der Schleiermachersche. Auch Schleiermacher kennt eine religiöse Vernunft, ja sein Gefühl ist ein Produkt des Handelns der Vernunft auf die Natur. Fischer kann wie Schleiermacher den Menschen gar nicht ohne Gott denken, er sieht wie Schleiermacher in Jesus den Gipfel der Offenbarung göttlicher Vernunft in der Menschheit. In bezug auf das Gebet zu Jesu, auf die Schrift und Wunder denkt er der Hauptsache nach wie Schleiermacher. Es war nicht seine Absicht, eine ganze Dogmatik in seinem Vortrage zu geben; er erwähnt daher nur kurz Versöhnung, Erlösung, Heiligung, Weltüberwindung. Aber seine Forderung: „Gottinnigkeit des menschlichen Geistes, beruhend auf von Gott selbst ausgehender Gotteinheit", verbunden mit Sittlichkeit, und sein Satz: „Ganz unzweifelhaft stehen wir in geschichtlichem Zusammenhang mit Jesus und seinem Evangelium und keinen Augenblick kann die innere Zugehörigkeit zu ihm uns abhanden kommen" zeigen, in welchem Sinne er denkt. Er wollte durchführen, daß man von der Gotteslehre ausgehen und diese nicht skeptisch behandeln solle. Darin geht er im Sinne von Isaak A. Dorner über Schleiermacher hinaus. Schwerlich wird der hier Unklarheit finden, der in der neueren Theologie genügend orientiert ist.

3. Der Vortrag des Pfarrers D. Fischer war vor gebildeten Laien und Pastoren gehalten. Er sollte wichtige theologische Fragen zur Diskussion stellen, auch die Frage, ob im Protestantismus der Gegensatz des Exoterischen und Esoterischen bestehen solle oder nicht. Daß er selbst in dieser Hinsicht den nötigen Takt besitzen muß, zeigt seine unangefochtene, langjährige pastorale Wirksamkeit. Daß für das Gedeihen der Kirche freie Diskussion der sie bewegenden Probleme Lebensbedingung ist, dafür ist Schleiermacher ein unverdächtiger Zeuge; er sagt: „Zur Zeit der Reformation war guter Grund, die Lehre, wie sie damals war, treu darzustellen, um öffentlichen Verleumdungen entgegenzuwirken und in keiner anderen Absicht sind unsere symbolischen Bücher verfaßt. Wer aber jetzt symbolische Bücher wollte, der könnte sie nur wollen als authentische Schrifterklärung, und als solche sind sie unevangelisch. Unsere Kirche ist eine freie Kirche und soll es bleiben. . . Es ist der wahrhaft evangelische Geist, der unsere Kirche davor bewahrt hat, sich in eine rationalistische und in eine supranaturalistische, jede mit ihren eigenen Symbolen zu spalten. Unsere Kirche ist des Vaters großes Haus, in welchem viele Wohnungen sind, und als solches wollen wir sie erhalten und nicht wieder zum römischen Standpunkte zurückkehren." „Ist reformatorisches Handeln nur sittlich und zweckmäßig, wenn es den Charakter der Öffentlichkeit hat und ein Gemeinsames geworden ist, und ist kein Moment denkbar, in welchem es uns nicht aufgegeben wäre, so folgt, daß es unter allen Umständen unsittlich wäre und alle Sittlichkeit hindernd, wenn wir wie die Römischen die Freiheit in der religiösen Mitteilung irgendwie beschränken wollten." (Die christliche Sitte S. 215, 216.) Wir wollen nicht der Propheten Gräber bauen und den Geist der Propheten ersticken.

Königsberg, 30. Januar 1905. D. Dr. A. Dorner.

Endlich ist uns folgende Erklärung zugegangen:

In den letzten Wochen haben zwei Maßregeln preußischer Kirchenbehörden die Aufmerksamkeit aller kirchlich interessierten Kreise auf sich gelenkt. In dem einen Falle hat man gegen den verdienten Pfarrer D. Fischer in Berlin, einen Mann, der 33 Jahre im Amte steht und durch die Verleihung der theologischen Doktorwürde ausgezeichnet worden ist, den kränkenden Vorwurf „mangelnder Besonnenheit und unzulänglicher christlich-theologischer Durchbildung, Klarheit und Reife" erhoben und ihm mit Amtsentsetzung gedroht wegen eines wissenschaftlichen Vortrages, dessen Grundgedanke in der Betonung der religiösen Wahrheitspflicht bestand. In dem zweiten Falle hat man dem von dem Berliner Magistrate für eine dortige Kirche präsentierten Pfarrer Heyn wegen mangelnder Rechtgläubigkeit die Bestätigung verweigert, einem Manne, der jahrelang in Greifswald im Pfarramte steht und dessen religiöse Kraft dadurch anerkannt ist, daß der Evangelisch-soziale Kongreß vor drei Jahren ihm die Festpredigt übertrug.

Eine Rechtgläubigkeit, die selbst in Pommern genügt, erscheint für Berlin nicht als ausreichend. Man will nicht sehen, daß man durch diesen Kampf gegen die liberale Theologie gerade diejenigen Elemente aus der Kirche hinaustreibt, die es als ihre Aufgabe ansehen, deren Zusammenhang mit der geistigen Kultur unseres Jahrhunderts aufrecht zu halten, daß man dem konfessionellen Buchstabenglauben mehr Wert beilegt, als wahrer Religiosität und daß man charaktervolle Offenheit zurückdrängt zu gunsten diplomatischer Vorsicht und Zweideutigkeit. Der unterzeichnete Ausschuß, als Organ der in ihm vertretenen kirchlichen Vereinigungen erachtet es als seine Pflicht, auf die aus diesem reaktionären Treiben unserer Kirche drohenden schweren Gefahren hinzuweisen und gegen dasselbe öffentlich Protest zu erheben.

Der Freie Evangelische Zentralausschuß.

W. Kulemann, Landgerichtsrat, Bremen. Chappuzeau, Pastor, Hannover. D. Braasch, Superintendent, Jena. Dr. W. Fresenius, Professor, Wiesbaden. D. Gerold, Stadtpfarrer, Straßburg. Dr. Gmelin, Pfarrer, Gr. Altdorf (Württemberg). D. Grimm, Hauptpastor, Hamburg. v. Hanffstengel, Pastor em., Braunschweig. Rapp, Stadtpfarrer, Karlsruhe. Rückert, Pfarrer, Darmstadt. Trost, Dekan, Winnweiler (Pfalz).

Aus Hannover.

Der neue Fall Weingart

hat seine Erledigung dadurch gefunden, daß Weingart seine Bewerbung um die dritte Predigerstelle an St. Marien in Osnabrück zurückgezogen hat, nachdem offizielle mündliche Verhandlungen zwischen dem Kirchenvorstand und dem Präsidenten des Landeskonsistoriums zu dem Ergebnis geführt hatten, daß an eine Bestätigung Weingarts unter keinen Umständen zu denken sei, wie ja von vornherein anzunehmen war. Bei der prinzipiellen Bedeutung der Sache sei über den Verlauf der Verhandlungen das folgende mitgeteilt.

Ein Haupthindernis der Bestätigung Weingarts schien darin zu liegen, daß durch seine Wahl in die dritte Predigerstelle der orthodoxen Minderheit kein Prediger ihrer Richtung verblieb entgegen dem alten Osnabrücker Herkommen. Das war der Punkt, der auch zahlreiche Liberale, besonders in den sog. gebildeten Kreisen, bewog, sich entschieden gegen Weingarts Wiederaufstellung zu erklären, um das liberale Prinzip der Toleranz auch Minderheiten gegenüber zu wahren. Um nun diesem Bedenken den Boden zu entziehen und nach jeder Seite hin sein größtmögliches Entgegenkommen zu zeigen, beschloß der Kirchenvorstand einstimmig mit folgenden Vorschlägen an das Konsistorium heranzutreten:

1. das Konsistorium schafft für die vierte Stelle an St. Marien eine Vakanz;

2. sollte für die vierte Stelle der Pastor Weingart von der Gemeinde gewählt werden, so legt das Konsistorium der Bestätigung der getroffenen Wahl kein Hindernis in den Weg;

3. der Kirchenvorstand verpflichtet sich unter dieser Voraussetzung, für die dritte Stelle nur solche Bewerber auf den Wahlaufsatz zu bringen, die den weiter rechts stehenden Gemeindemitgliedern genehm sein können.

Für diese Vorschläge, die in der Tat geeignet waren, allen Parteien gerecht zu werden und den dauernden Frieden in der Gemeinde herzustellen, war die notwendige Unterlage damit gegeben, daß der gegenwärtige orthodoxe Inhaber der vierten Stelle (auf der von der Stadtgemeinde völlig getrennten Außenstation Eversburg) bereits um seine Versetzung in eine andere Gemeinde eingekommen war und Pastor Weingart sich bereit erklärt hatte, auch für die vierte Stelle zu kandidieren.

Leider aber hatte die Unterhandlung mit dem Vertreter der Kirchenbehörde nicht den gehofften Erfolg. Dieser erklärte mit Bestimmtheit, daß die Behörde grundsätzlich und aus rein kirchenrechtlichen Gründen einen Geistlichen, der aus seinem Amte entfernt worden sei, auch wenn ihm die Wiederanstellung in der Landeskirche nicht schlechthin abgesprochen wäre, nicht wieder für dieselbe Gemeinde bestätigen könne. Dabei mache es keinen Unterschied, ob

im vorliegenden Falle der Geistliche in die dritte oder vierte Stelle gewählt werde. Auch müsse die Frage nach der Zugehörigkeit des Pastors Weingart, der gegenwärtig in einer reformierten Gemeinde angestellt sei, zu dem lutherischen Bekenntnis ernstlich geprüft werden, und zwar sei hierbei nach seiner Auffassung nicht das persönliche Bekenntnis, sondern das der Gemeinde maßgebend. Schon aus diesem Grunde aber sei die Abhaltung eines sog. Kolloquiums vor dem Ausschuß der Landessynode unerläßlich. Tatsächlich wäre schon aus rein kirchengesetzlichen Gründen ein solches Kolloquium nicht zu umgehen gewesen. Auf ein solches hatte aber Pastor Weingart schon von vornherein erklärt, sich unter keinen Umständen einlassen zu wollen.

Der ganze Verlauf der Sache entbehrt nicht einer gewissen Tragik. Man darf getrost behaupten, daß die gegenwärtigen Mitglieder der hannoverschen Kirchenbehörde persönlich einer Bestätigung Weingarts wohl geneigt gewesen wären, daß sie aber unter den gegenwärtigen Umständen, so wie die Dinge kirchengesetzlich nun einmal liegen, nicht anders handeln konnten. Zudem hätte in diesem Falle der hochorthodoxe Landessynodalausschuß, über dessen Haltung kein Zweifel walten kann, doch schließlich das entscheidende Nein! gesprochen. Andererseits aber kann man dem liberalen Kirchenvorstande das Zeugnis nicht vorenthalten, daß er gehandelt hat wie er handeln mußte, „klug und gut“. Insbesondere hat er gegenüber der orthodoxen Minderheit eine Toleranz und Liberalität bewiesen, die um so höher anzuschlagen ist, als gerade gegenwärtig die orthodoxe Partei Hannovers kein noch so niedriges Mittel unversucht läßt, um durch fortgesetzte Hetzereien gemeinster Art die liberalen Pastoren Chappuzeau und Dörries zu Fall zu bringen. Leicht ist es gewiß nicht demgegenüber tolerant zu bleiben. Wo hätte je ein orthodoxer Kirchenvorstand einer liberalen Minderheit gegenüber so gehandelt? Wo hätte er ihr je schon einen Prediger ihrer Richtung freiwillig zugestanden?

Meiningen.

Mit Jahresanfang setzte eine Bekanntmachung im „Regierungsblatt“ die Neuwahlen zur Landessynode auf Dienstag, den 7. Februar d. J., fest. Die Wahlmänner sind längst gewählt, seit 6. Dezember 1904 ist das Mandat des bisherigen Synodalausschusses abgelaufen, die Hinausschiebung der Wahl befremdet einigermaßen, weil die Synode sich gegen einen Zwischenzustand, wie er nun wieder eingetreten ist, wiederholt ausgesprochen hat. Da der Etat der Landeskirche von 1904—1906 läuft, liegt eine unmittelbare Veranlassung zur Einberufung unseres kirchlichen Parlamentes nicht vor. Trotzdem hat die Presse ihm noch vor seiner Neugeburt einen Blumenstrauß schöner Wünsche gebunden, die in den Zeitungen, in Konferenzen und im Pfarrverein oft erörtert wurden, aber leider ohne größere staatliche Zuschüsse nicht durchführbar sein dürften: Bezirkssynoden, Vertiefung der Visitationen, besonders der Generalvisitationen, Trennung des Kirchendienstes der Lehrer vom Schulamt, Änderung unserer ehrwürdigen Prüfungsordnung (aus 1855!), des Konferenzwesens und der Bestimmungen über die Vertretung der Geistlichen untereinander, die sie bis jetzt aus eigener Tasche bestreiten müssen. Und „zuletzt, doch nicht als letztes unserem Herzen“: Gehaltsaufbesserung. Denn der Theologenmangel unserer Landeskirche — 1904 hat kein erstes theologisches Examen gehalten werden können — wird hauptsächlich auf die geringe Bezahlung der Pfarrer zurückgeführt, die niedriger ist als die aller Staatsbeamten mit akademischer Bildung. Der Sage nach ruht im Ministerium, „drittes Schubfach links“, längst ein wohlausgearbeitetes Beamtengesetz, das alle Wünsche erfüllen soll. Der auf den 5. Januar d. J. einberufene Landtag soll den geheimnisvollen Schatz aus der Tiefe heben. Es steht dahin, ob es dem Oberkirchenrat gelingen wird, daß dem Landtag zugleich Forderungen für Aufbesserung der Geistlichen zugehen. Das Fehlen des Synodalausschusses macht sich empfindlich bemerkbar. — Über den Ausfall der Wahlen enthalten wir uns jeder Prophezeiung. Denn es ist in unserer Landeskirche niemals eine Agitation großen Stils vor der Öffentlichkeit, sondern stets die stille Werbung von Mann zu Mann beliebt worden. Doch scheinen gewisse Anzeichen auf einen großen Kandidatenreichtum und auf „neue Männer“ zu deuten. Wir werden seiner Zeit über das Ergebnis berichten. — Eine nicht gerade angenehme Neujahrsüberraschung hat das „Regierungsblatt“ vom 31. Dez. 1904 den Freunden des Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins in unserer Landeskirche mit folgender Bekanntmachung bereitet: „Bei der bevorstehenden Epiphaniaskollekte empfehlen wir, besonders der Leipziger Mission, die sich augenblicklich in materieller Bedrängnis befindet, zu gedenken. Der Oberkirchenrat.“ Der Evangelisch-Protestantische Missionsverein braucht gerade jetzt tatkräftige Hülfe, hat in unseren Gemeinden viel weniger Boden als die Leipziger Mission, ist jünger als diese und hat von jeher mit dem Vorurteil kämpfen müssen, als ob die Leipziger Mission die eigentlich landeskirchliche sei und etwa nur die Missionsgaben der Pfarrer an andere Missionsgesellschaften abgeführt werden dürften. So sehr wir der Leipziger Mission jede Mehrung ihrer Einnahme gönnen, so sehr müßten wir es beklagen, wenn der Oberkirchenrat — gewiß ohne seine Absicht — jenen alten, oft widerlegten Irrtümern zu neuem Leben verhelfen sollte.

Großherzogtum Hessen.

Aus Darmstadt wird uns geschrieben: Die interessante Korrespondenz „aus Hessen“ in No. 3 Ihres trefflich verjüngten „Protestantenblatt“ veranlaßt mich zu folgenden Zusätzen, welchen Sie gütigst Raum geben wollen:

Was kann und darf das hessische Oberkonsistorium oder auch dessen Mehrheit veranlassen, die von Ihrem Berichterstatter geschilderte Haltung, eine fast zum System gewordene Ablehnung, anzunehmen? Unbestreitbar ist, daß nahezu die Hälfte unserer evangelischen Geistlichen der liberalen Theologie und ihren Folgerungen im praktischen Leben zugewendet ist, noch mehr aber die Zahl der evangelischen Laien, welche nicht bloß im Unionsgeiste denken und leben, sondern allein von diesem Boden aus kirchlich interessiert sind. Wenn die oberste Kirchenbehörde sich nicht als Vertreterin der ganzen Landeskirche ansieht, auf dieser Grundlage unentwegt steht, so wäre ihr für einen nicht geringen Teil von Hessen der Boden unter den Füßen genommen. Die Unmacht des Oberkonsistoriums würde damit konstatiert sein.

In unserer ohnedem von so vielen Gegensätzen unterwühlten Zeit gilt es aber versöhnend zusammen zu fassen. Unsere Geistlichkeit und mit ihr die große Mehrzahl der Evangelischen im Lande, welche erst jüngst mit offenbarer Wärme und Aufrichtigkeit den 400jährigen Geburtstag Philipps des Großmütigen, des einsichtigen Beschützers der segenbringenden Reformation, feierte, ist, trotz mancher Wandlung, im einzelnen unentwegt in diesem Geiste tätig.

Damit vollzog sich tatsächlich in Ruhe die Union zwischen den Lutherischen und Reformierten, nicht bloß in der Provinz Rheinhessen, sondern in dem größten Teile unserer Landeskirche, mindestens in der Praxis, wenn auch nicht überall offiziell und kirchlich. Den allmählich gewordenen Übergang zur einheitlichen Landeskirche, deren oberster Bischof unser Großherzog ist, muß das Oberkonsistorium hochhalten, ihm voranleuchten, alle etwa vorhandenen Gegensätze einsichtig und zielbewußt vermitteln. An diesem Punkte ist die hessische Landeskirche, in Überwindung früherer Verschiedenheiten, schon länger angekommen, niemandem

zum Schaden. In gleicher Weise hat das Kirchenregiment versöhnend, einigend vorzugehen.

Deshalb sind die neuen Berufungen in die Landessynode und andere innerlich damit verbundenen Vorgänge nicht bloß aufrichtig zu beklagen, sondern auch unverständlich und unberechtigt.

Jedenfalls muß es öffentlich bedauert werden, daß unserem wohlwollenden und erlauchten Landesbischof derartige Vorschläge und Vorlagen von zuständiger Seite gemacht wurden, die ihn, wohl oder übel, nach einer Richtung hindrängen zu wollen scheint, leicht zum Schaden der Landeskirche und im Widerspruch zur notorischen Mehrheit der evangelischen Laien in Hessen, wie eines starken Bruchteiles der im Amte stehenden Geistlichen. Damit ist noch lange nicht die erstrebte starre Einheit der römischen Kirche erreicht. Freiheit verbunden mit wahrer Frömmigkeit muß das hohe Ziel für die Kirchenregierung sein und bleiben, wenn anders dieselbe nicht noch mehr zum dürftigen Verwaltungsorganismus herabsinken soll.

Nachrichten.

Protestantisches.

Meiningen. Die Verhandlungen über den Einzelkelch waren im Bereich unserer Landeskirche durch eine Zeitungsfehde eingeleitet und in den Predigerkonferenzen fortgeführt worden. Der Landessynode war eine Vorlage oder ein Antrag aus ihrer Mitte nicht zugegangen und das Kirchenregiment hatte sich in der Hauptsache darauf beschränkt, jene beruhigenden Gutachten des Präsidenten des Reichsgesundheitsamtes den Geistlichen bekannt zu geben. Ein an alle Ephorien gerichteter Erlaß vom 5. Januar d. J. setzt nun das Punktum hinter diese Sache: In jeder Kirche müssen, abgesehen vom Krankenkelche, zwei Abendmahlskelche sein. Soweit die Konferenzen über die Kelchfrage berichtet haben, sprechen sie ihre Übereinstimmung mit dem Gutachten des Reichsgesundheitsamtes aus, „ohne der Bewegung für den Einzelkelch zuzustimmen, welche Bewegung auch voraussichtlich bei unserer Bevölkerung nur mit Befremden angesehen werden und wenig Entgegenkommen finden würde“. Unklar bleibt, ob unter dem Krankenkelch der herkömmliche, für Abendmahlsfeiern im Hause bestimmte gemeint ist, oder der vom Reichsgesundheitsamt für die kirchliche Feier für chronisch Leidende gewünschte. Die Freunde des Einzelkelches scheinen unter unseren Pfarrern die Minderzahl zu bilden; sicherlich werben sie nicht für ihre Anschauung. „Befremden“ würde der Einzelkelch allerdings bei den in altgewohnter Weise „kirchlichen“ Leuten aus dem Bürger- und Bauernstande finden, „wenig Entgegenkommen“ wahrscheinlich bei denjenigen Gliedern der Landeskirche, die über jedes Interesse an einer irgendwie gestalteten Abendmahlsfeier längst hinaus sind, aber ob nicht gebildete und ungebildete „Unkirchliche“ durch den Einzelkelch auch bei uns für das kirchliche Leben wieder zu gewinnen gewesen wären? Es gibt auch hier zu Lande eine nicht übermäßig große, aber an innerem religiösen Leben nicht arme Schar, die durch solche und ähnliche Wandlungen in äußerlich kirchlichen Dingen für eine freudige Beteiligung an gottesdienstlichen Feiern und ernste Mitarbeit an den Aufgaben der christlichen Gemeinde zu haben sein würde. Möchten die liberalen Pfarrer sich in solchem Streben nicht durch das sanft aus dem oberkirchenrätlichen Erlaß herausklingende „Ruhe ist die erste Pfarrerpflicht“ beirren lassen.

Zur Einzelkelchbewegung. Die Gemeindeversammlung der reformierten Gemeinde zu Leipzig beschloß am 22. Januar, daß künftig deren Glieder die Wahl zwischen einer Feier des Abendmahls mit gemeinsamem Kelch oder mit Einzelkelchen haben sollen, und zwar an verschiedenen Abendmahlstagen.

Protestantenverein
Bremen.
Mittwoch, den 15. Februar 1905, abends 7¼ Uhr,
im Kaisersaale des Künstlervereins:
Vortrag
des Herrn Pastor Baars, Vegesack.
Offenbarung.

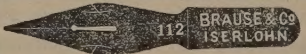
Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart.
Auf Gegenseitigkeit. Mit Garantie einer Aktiengesellschaft. Gegründet 1875.
Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung.
Militärdienst- und Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse.
Gesamtversicherungsstand 600 000 Versicherungen. Monatlicher Zugang 6000 Mitglieder.
Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kostenfrei.
Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau, Elektrotechnik, Papiertechnik. Programm kostenfrei.
Staatskommissar.

Harmoniums,
erstklassiges Fabrikat von vollendeter Tonschönheit liefert zu den günstigsten Bedingungen
E. Beckmann,
Dünnow i. Pommern.
Kataloge gratis und franko.

5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender
Hirschgeweihe
zusammen 20 Mk. Nachnahme.
Georg Fritzmann, Lichtenfels 3, Bayern.

Die Religion des Neuen Testaments
1. Reihe der
Religionsgeschichtlichen Volksbücher
herausgegeben von Fr. Michael Schiele.
1. Band (über 500 Seiten) in Ganzleinen Mk. 3,40.
Inhalt: Vorwort des Herausgebers — Prof. Wernle: „Die Quellen des Lebens Jesu“ — Prof. Bousset: „Jesus“ — Prof. v. Dobschütz: „Das apostolische Zeitalter“ — Prof. Vischer: „Paulusbriefe“ — Prof. Wrede: „Paulus“.
Für die Bezieher der Einzelhefte halten wir Einbanddecken der „Religion des Neuen Testaments“ I. Bd. zur Verfügung samt Titel, Inhaltsverzeichnis und Vorwort des Herausgebers 70 Pfg. (Porto 10 Pfg.)
. . . So spüren wir überall einen heiligen Ernst, eine umfangreiche Arbeit, eine staunenswerte Offenheit. „Hamburger Nachrichten“, 1. II. 1905.
Gebauer-Schwetsche, Druckerei u. Verlag m. b. H., Halle a/S.



Brause-Feder Nr. 112
mit abgerundeter Spitze. Berühmte Bürofeder. Preis d. Grs. 2.—Mk. — Überall vorrätig, wo nicht, direkt und portofrei ab Fabrik.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Wollsachen
werden z. Kleiderstoffen, Buckskin, Teppichen u. Decken umgearb. i. d. Grünberger Wollweberei G. Allmendinger, Grünberg (Hess.)
Proben frei.
Mechanische Weberei.
Handweberei.

Harmonium.
Das Nordische Musikhaus
in Flensburg, Inh. Pastor a. D. S. Simonsen, ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz begründet, Musikfreunden beste Harmoniums u. Pianos zu tunlichst kleinem Preis zu liefern. 20 J. Garantie. Probesendung kostenlos. Kataloge gratis.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.